This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

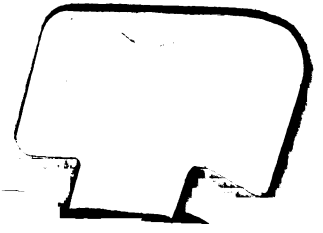
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class



Quellenstudie

zu

Gottfried Kellers „Hadlaub“.

Von

Karl Bertram,
Dr. phil.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Leipzig
Buchhandlung Gustav Fock, G. m. b. H.
1906.

PT2374
H33 B47
1906
MAIN

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Literatur	1—4
Einleitung	5—6
I. Das Zürich der Manesse	7—38
II. Der Minnesänger Hadlaub und die Pariser Liederhandschrift in Kellers Novelle	38—77
III. Die Komposition der Novelle	77—85

164554

Literatur.

Anzeiger für schweizerische Geschichte und Altertumskunde. I.	zit. Anzeiger.
Archiv für schweizerische Geschichte I. Zürich 1843	„ Archiv.
Baechtold, Jakob: 1. Die Züricher Minnesänger. Züricher Taschenbuch auf das Jahr 1883	„ Baechtold, i. Z. Taschenb.
2. Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld 1892 . . .	„ Baechtold, Literatur.
3. Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Berlin 1897. . . .	„ Baechtold, Leben.
Barthold, F. W.: Der Römerzug König Heinrichs von Lützelburg. Königsberg 1831 . .	„ Barthold, Römerzug.
Bartsch, Karl: 1. Johannes Hadlaub. Allgemeine Deutsche Biographie. X.	„ Bartsch, ADB.
2. Die Schweizer Minnesänger. Frauenfeld 1886	„ B., Minnesänger.
Bodmer, Joh. Jakob: 1. Proben der alten schwäbischen Poesie des 13. Jahrhunderts. Aus der Manessischen Sammlung. Zürich 1748	„ Bodmer, Proben.
2. Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte. Zürich 1758 .	„ Bodmer, Minnesinger.
Brahm, Otto: Gottfried Keller. Berlin 1883	„ Brahm, Keller.
Brenning, Emil: Gottfried Keller nach seinem Leben und Dichten. Bremen 1892 . .	„ Brenning, Keller.
Crusius, Martin: Schwäbische Chronik. I. Ulm 1738	„ Crusius, Schwäb. Chronik.
Ekkehart IV.: Casus Sancti Galli nebst Proben aus den übrigen lateinisch geschriebenen Abteilungen der St. Galler Klosterchronik. Leipzig 1878. In dem Sammelwerk: Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit. 2. Gesamtausgabe Bd. 38	„ Ekkehart, Casus St. Galli.
Elster, Ernst: Prinzipien der Literaturwissenschaft. I. Halle 1897	„ Elster, Prinzipien.
Ettmüller, Ludwig: Joh. Hadlaubs Gedichte. Zürich 1840	„ Ettmüller, Hadlaub.

Forschungen zur deutschen Geschichte, Bd. VII. Göttingen 1867 . . . . . zit. Forschungen.
Förstemann, Ernst: Altdeutsches Namenbuch. I. Nordhausen 1856 . . . . . „ Förstemann.
Frey, Adolf: Erinnerungen an Gottfried Keller. Leipzig 1892 . . . . . „ Frey, Erinnerungen.
Gleim, Joh. Wilh. Ludwig: Gedichte nach den Minnesingern. Berlin 1773 . . . . „ Gleim.
Göldlin: Konrad Scheuber von Altsellen, Luzern 1812/13 . . . . . „ Göldlin.
Hagen, Friedr. Heinrich v. d.: 1. Minnesinger. Leipzig 1838 . . . . . „ Hagen, Minnesinger.
2. Bildersaal altdeutscher Dichter. Stargard 1856 . . . . . „ Hagen, Bildersaal.
3. Vorwort zu Mathieus Minnesängern . „ Hagen, Vorwort zu Mathieu.
Heintze, Albert: Die deutschen Familiennamen. 2. Aufl. Halle 1903 . . . . . „ Heintze.
Horner, J.: Johann Hadlaub, ein Minnesinger von Zürich. Im Schweizer Almanach „Alpenrosen" vom Jahre 1813 . . . „ Horner, i. d. Alpenrosen.
Huch, Ricarda: Gottfried Keller. „Dichtung" ed. Remer. IX. . . . . „ Huch, i. d. Dichtung.
Kopp, J. E.: Geschichte der eidgenössischen Bünde. 1845—62 . . . . . „ Kopp.
Köster, Albert: 1. Gottfried Keller, Leipzig 1900 „ Köster, Keller.
2. Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Theodor Storm. Berlin 1904 . . „ Köster, Briefwechsel.
Kraus, Franz Xaver: Die Miniaturen der manessischen Liederhandschrift nach dem Original der Pariser Nationalbibliothek. Straßburg 1887 . . . . . „ Kraus, Miniaturen.
Laßberg, J. v.: Liedersaal. Sammlung altdeutscher Gedichte aus ungedruckten Quellen. 1820—21 . . . . . „ Laßberg, Liedersaal.
Leu, Hans Jakob: Helvetisches Lexikon 1747—65. XII, XV, XIX . . . . . „ Leu, Lexikon
Mathieu, Bernhard Karl: Minnesänger aus der Zeit der Hohenstaufen. Faksimile der Pariser Handschrift. Paris 1850 . . „ Mathieu, Minnesänger.
Mone, F. J.: Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte. I. Karlsruhe 1848 . . „ Mone.
Müller, Joh.: Die Geschichte der Schweizer. Boston 1780 . . . . . „ Joh. Müller.

Müller, Wilh.: Blumenlese aus den Minnesingern. Berlin 1860 . . . . . zit. W. Müller.

Muratorius, Ludovicus Antonius: Rerum Italicarum Scriptores. Mediolani 1728 „ Muratori.

Museum, Schweizerisches. Zürich 1784 . . . „ Museum.

Neujahrsblatt, St. Galler: Die Grafen von Toggenburg. Herausg. vom historischen Verein in St. Gallen 1865 . . . . „ St. G. Neujahrsblatt.

Neujahrsblatt, herausg. von der Stadtbibliothek in Zürich auf das Jahr 1849: Beiträge zur Geschichte der Familie Maneß. Von Georg v. Wyß . . . . . „ Z. Neujahrsblatt.

Pfister, J. C.: Geschichte von Schwaben. Heilbronn 1803 . . . . . „ Pfister.

Rahn, J. Rudolf: Kunst- und Wanderstudien aus der Schweiz. Wien 1883 . . . „ Rahn, Studien.

Scherer, Wilh.: Kleine Schriften zur neueren Literatur, Kunst u. Zeitgeschichte. II. Herausg. von Erich Schmidt, Berlin 1893 „ Scherer, Kl. Schr.

Schleicher, Iwan Adalbert: Über Meister Johannes Hadlaubs Leben und Gedichte. Dissertation Bonn 1888 . . . . . „ Schleicher, Hadlaub.

Schmidt, Erich: Charakteristiken. 2. Reihe. Berlin 1901 . . . . . „ Schmidt, Charakteristiken.

Simrock, Carl: Lieder der Minnesinger. Elberfeld 1857 . . . . . „ Simrock.

Stoeßl, Otto: Gottfried Keller. „Literatur" X. ed. Brandes . . . . . „ Stoeßl.

Stumpf: Schweizerchronik. Zürich 1606 . . „ Stumpf, Chronik.

Tieck, Ludwig: Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter. Berlin 1803 . . . . . „ Tieck, Minnelieder.

Tschudi, Aegidius: Schweizerchronik I. Gedruckt zu Basel 1736 . . . . . „ Tschudi, Chronik.

Uhland, Ludwig: Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, Werke V. Stuttgart 1870 . . . . . „ Uhland, Werke V.

Vischer, Fr. Th.: Studie über Gottfried Keller. Beilage z. Allgem. Zeitung 1878 Nr. 203ff. „ Vischer.

Vögelin, Salomon: Das alte Zürich. Zürich 1829 . . . . . „ Vögelin.

Wackernagel, Wilhelm: Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel 1833 . . . . . „ Wackernagel, Verdienste der Schweizer.

Wartmann: Urkundenbuch der Abtei St. Gallen. III. 1882 . . . . . zit. Wartmann, St.Gall.UB.

Wyß, Georg v.: 1. Geschichte der Abtei Zürich. Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich VIII . . . . . „ Wyß, i. d. Mitteil. VIII.

2. Graf Wernher v. Homberg. Mitteilungen XIII . . . . . „ Wyß, i. d. Mitteil. XIII.

3. Zürich am Ausgange des 13. Jahrhunderts. Zürich 1876 . . . . . „ Wyß, Zürich a. A. 13. Jh.

Zangemeister, Carl: Helmzierden und Standarten der großen Heidelberger Liederhandschrift (Manesse-Codex) und der Weingartener Handschrift in Stuttgart. Heidelberg 1892 . . . . . „ Zangemeister, Helmzierden.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Einleitung.

Der Plan eines Züricher Novellencyklus taucht bei Keller zuerst in einem Briefe an Berthold Auerbach vom 25. Juni 1860 auf, wo jedoch ihr Titel noch keineswegs feststeht. Aber die Absicht, ihnen einen mehr historischen Charakter zu verleihen, geht bereits deutlich aus dem Wortlaute hervor: „Ich habe vor, wenn der Herr will, wie die Mucker sagen, nach und nach eine Reihe Zürcher Novellen zu schreiben, welche, im Gegensatz zu den „Leuten von Seltwyla", mehr positives Leben enthalten sollen." Zu diesen soll dann auch die „Fähnlein"-Geschichte kommen . . . .".[1]) Vierzehn Jahre später verspricht er dem Herausgeber der „Deutschen Rundschau", J. Rodenberg, ohne jede nähere Bezeichnung „eine kleine Novellengruppe spätestens bis zum März 1875 zu beendigen."[2])

Die Konzeption dieser Geschichten liegt somit höchst wahrscheinlich noch viel weiter zurück, als die erhaltene Korrespondenz bezeugt; denn Kellers Eigenart war es ja, dichterische Konzeptionen längere Zeit hindurch in stiller Gedankenarbeit zu hegen, bis ihn ein äußerer Anlaß zu der unbequemen Niederschrift trieb. Eingestandenermaßen überwand er nur schwer das Gefühl, daß die Ausführung weit hinter den poetischen Absichten zurückbleibe.

So vermochte Keller auch diesmal den angesetzten Termin nicht inne zu halten, und die Veröffentlichung der „Züricher Novellen", deren Titel erst in einem Briefe an Rodenberg vom 31. Mai 1875 auftaucht, erfolgte vom November 1876 bis zum April 1877.[3]) In jenem Briefe fragt Keller, ob der Name dem

[1]) Baechtold, Leben II. 468. Das „Fähnlein der sieben Aufrechten" erschien zuerst in Auerbachs Volkskalender auf 1861.

[2]) a. a. O. III. 186.

[3]) a. a. O. III. 186.

Redakteur passend erscheine, da ihn selbst „Frankfurter“ oder „Stuttgarter Novellen“ wenig locken würden. Zugleich gibt er einen Überblick über den beabsichtigten Novellencyklus; dieser soll umfassen: eine Rahmengeschichte aus dem 19. Jahrhundert, „Herr Jacques“, den „Hadlaub“ aus dem 13. Jahrhundert, ferner eine im 14. Jahrhundert spielende Erzählung, „Der Narr auf Manegg“ und schließlich eine aus dem 18. Jahrhundert, „Der Landvogt von Greifensee“. Somit war die ursprüngliche Absicht, „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ mit den Züricher Novellen zu vereinigen, wieder aufgegeben worden. Erst die Buchausgabe zeigt dann die Vermehrung um zwei Novellen in der Anordnung, daß im ersten Bande die für den Cyklus in Aussicht genommenen stehen, während der zweite „Das Fähnlein der sieben Aufrechten“ und die „Ursula“ umfaßt. Hier erscheint auch die Rahmengeschichte zum ersten Male in der nun vorliegenden erweiterten Gestalt. In den gesammelten Werken Gottfried Kellers bilden die Züricher Novellen den 6. Band.

I. Das Zürich der Manesse.

Die Hadlaubnovelle versetzt uns in das Zürich um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts, in dessen Mauern der Name des Ritters Rüdiger Manesse als eines der besten Söhne der Vaterstadt genannt wurde, lange bevor sein tapferer Urenkel gleichen Namens die denkwürdige Schlacht bei Tätwyl schlug.

Unter der tatkräftigen Führung dieses Geschlechtes erhob sich Zürich zu einer Stätte bürgerlicher Freiheit und bürgerlichen Fleißes. Es war eine Zeit des vielseitigsten, rührigsten Treibens, in Handel und Wandel, ja in Kunst und Wissenschaft; denn auch außerhalb des Klerus, in den geselligen Kreisen der Ritter und Bürger, fand die höhere Bildung verständige Anerkennung und liebevolle Pflege.[1])

Unter den angesehensten Männern der Stadt Zürich, durch edle Gesinnung ebenso ausgezeichnet wie durch seinen Reichtum, nahm eine hervorragende Stellung ein der Ritter Rüdiger Manesse, der mutmaßliche Urheber der nach ihm benannten Liederhandschrift.

Er ist der Sproß eines offenbar alten Züricher Geschlechtes, dessen Bedeutung für seine Vaterstadt jedoch recht eigentlich erst mit unserem Rüdiger II., wie er genannt wird, beginnt. Merkwürdigerweise läßt sich sein Geschlecht mit Sicherheit urkundlich nicht weiter zurückführen, als bis in die zwanziger Jahre des 13. Jahrhunderts, obwohl Stumpf und, wahrscheinlich durch seine Darstellung beeinflußt, auch Leu wie Bodmer behaupten, die Spuren reichten bis in das Jahr 1111 zurück.[2])

[1]) Hagen, Vorwort zu Mathieu, S. 5. Wyß, Zürich a. A. 13. Jh., S. 23.

[2]) Baechtold, Taschenb. S. 203; Stumpf, Chronik VI, 502, wo für das Jahr 1111 ein Ritter Georg Maneß genannt wird; Leu, Lexikon XII, S. 479 f. nennt dementsprechend aus demselben Jahre einen Jörg Maneß; Bodmer, Minnesinger S. XIII.

Der erste, mit Sicherheit urkundlich belegte Vertreter dieses Geschlechtes ist Rüdiger I., der in den Jahren 1224 und 1227 erscheint, aber noch ohne den Titel eines Ritters. Als solcher und zugleich als Vogt wird er in einer Urkunde vom Jahre 1240 aufgeführt. Das Amt zeugt von seinem Einfluß und seinem Ansehen, denn die Befugnisse der Vögte rührten vom Reiche her, und sie übten im Gegensatze zu den Schöffen die höhere Gerichtsbarkeit aus.[1]) Er starb im Jahre 1253 und hinterließ zwei Söhne Rüdiger und Johannes; dieser erbte die väterlichen Güter im Hard, die noch bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts im Besitze seiner Nachkommen blieben, während der ältere, Rüdiger, der Stifter der Linie von Manegg wurde.[2])

Auch über Rüdiger II. waren die Daten, die wir ebenfalls nur unvollständig überkommen haben, vielen Schwankungen ausgesetzt, vielleicht deswegen, weil es der Forschung zunächst große Schwierigkeiten machen mußte, die vielen gleichnamigen Rüdiger Manesse scharf von einander zu scheiden.

Als feststehend gilt folgendes. Urkundlich erscheint er zum ersten Male kurz vor dem Tode seines Vaters, im Jahre 1252. Bereits 1264 tritt er als Mitglied des Rates auf. Im Jahre 1268 führt er den Titel eines Ritters und ist der zweite unter den Beisitzern des Rates aus dem Ritterstande. Von 1280 bis 1302 erscheint er regelmäßig unter den Ratsmitgliedern seines Standes, ja seit dem Jahre 1283 steht er an ihrer Spitze im Herbstrate. Mit dem Beinamen der Ältere wird er von 1284 an bezeichnet, da sein gleichnamiger Sohn von dieser Zeit an im Fasten- oder Frühlingsrate saß. Er beschloß sein Leben am 5. September 1304.[3])

Chronologisch lassen sich in Kürze folgende Irrtümer zusammenstellen. Nach Bodmer, der Rüdigers Tätigkeit im Rate zwar ungenau, doch nicht falsch vom Jahre 1280 bis in das 14. Jahrhundert hinein währen läßt, kauft er noch im Jahre

---

[1]) Kopp, II, 1. S. 34.

[2]) Z. Neujahrsblatt S. 3 f.; Baechtold, Taschenbuch S. 203.

[3]) Z. Neujahrsblatt S. 4 f. u. S. 9; Baechtold, Taschenbuch S. 203; Bartsch, Minnesänger S. CLXXXVII f.

1325 die Vogtei Winingen von Jakob Schwenden.[1]) Die alten Irrtümer tauchen wieder auf bei Uhland und von der Hagen; und obwohl bereits Kopp den Todestag bis auf 2 Monate richtig als den 5. Herbstmonat, also den 5. November statt des 5. September 1304 angibt, und trotz der 1849 im Züricher Neujahrsblatt erschienenen eingehenden Arbeit von Georg v. Wyß lesen wir noch bei Rahn die doppelt falsche Angabe, daß Rüdiger von 1252 bis 1302 gelebt habe.[2])

Außer seiner andauernden Tätigkeit im Rate nahm Rüdiger auch sonst vielfach an öffentlichen Handlungen teil, wo sein geschätztes Wissen bei Gerichten oder sein Ansehen für eine Zeugenschaft von besonderer Bedeutung schien. So fungiert er, um nur einige Daten zu nennen, bereits vor seiner Ratstätigkeit im Jahre 1277 als Schiedsmann; am 22. Heumonat 1281 ist er Zeuge bei Vergabungen derer von Regensberg an das Frauenkloster zu Oetenbach;[3]) in gleicher Eigenschaft erscheint er in einer Urkunde 1284, und noch kurz vor seinem Tode finden wir ihn als Leiter eines Schiedsgerichts.[4])

Neben den großen Verdiensten um das öffentliche Wohl der Vaterstadt trug auch sein Reichtum nicht wenig dazu bei, sein Ansehen zu erhöhen, und gestattete ihm, mancherlei Schriften mit großem Aufwand zu sammeln, wenn er schließlich auch die kostbare Ausstattung der Pariser (Heidelberger) Handschrift nicht veranlaßt haben sollte.

Rüdiger hatte sowohl in der Stadt selbst wie in ihrer Umgebung bedeutenden Grundbesitz. Als noch bei Lebzeiten des Vaters, am 9. Wintermonat des Jahres 1252, das „Steinerne" Haus, das die Familie bisher bewohnte, verkauft worden war, siedelte sie in den Manesseturm, der später Schwendenturm hieß, über; nach des Vaters Tode kam dieser Turm zweifellos in den

[1]) Bodmer, Proben S. XV; Minnesinger S. XII. Ebendiese Angaben finden sich bei Leu, der vielleicht auf Bodmer zurückging oder mit ihm aus derselben Quelle schöpfte.

[2]) Kopp, III, 2. S. 227; Uhland, Werke V, S. 269; Hagen, Minnesinger IV, S. 626; Rahn S. 87.

[3]) Kopp, II, 1. S. 34 und II, 1. S. 7.

[4]) Kopp, II, 1. S. 31 f.; III, 2. S. 227.

Besitz Rüdigers II., da er später noch seinem Sohne und seinem Enkel gehörte. Und hier in dem alten Ritterturm „oben an der Schafligasse" haben wir sicher auch Rüdigers Stadtwohnung zu suchen, die eine der bedeutendsten des damaligen Zürich gewesen sein muß. Dafür zeugt nicht allein Hadlaubs Ausdruck, der von einem Hofe des Manesse spricht, wie die Ritterwohnung übrigens auch sonst in Dokumenten heißt, sondern vor allem beweisen es auch die vielen Verhandlungen und Beratungen, die in seiner Behausung gepflogen wurden.[1])

Außerhalb der Stadt scheint Rüdiger die Güter im Hard eine Zeit lang mit seinem Bruder Johannes gemeinsam besessen zu haben; später jedoch gehörten sie diesem ausschließlich an, während sich Rüdigers Güter in der Nähe der Manegg befanden; auch die Burg selber ging in seinen Besitz über, wahrscheinlich aber erst in seinen letzten Lebensjahren. Nach ihr nannten sich seine Nachkommen Manesse von Manegg. Bei Tschudi allein fand ich ein genaues Datum für den Ankauf der Burg, das jedoch nicht festzustehen scheint: danach soll sie Rüdiger mit umliegendem Gebiete erst am 6. Oktober 1304 von Walter von Eschenbach gekauft haben. Von ihm oder von Stumpf übernahmen wahrscheinlich auch Bodmer und Leu, wie später auch Wackernagel und von der Hagen, die Jahreszahl ohne Angabe des Monats und Tages, wie sie sich bei dem zuletzt genannten Chronisten findet. Nach dem Züricher Neujahrsblatt ist durch einen Irrtum der späteren Geschichtschreiber, die aus Tschudi schöpften, aus einem Kaufe, den ein Sohn, Rüdiger IV., im Jahre 1304 abschloß, die Erwerbung der Burg Manegg durch Rüdiger II. gemacht worden.[2])

Blicken wir schon hier auf Kellers Novelle, so zeigt, abgesehen von der politischen Stellung des Ritters, die nicht berührt

---

[1]) Bartsch, Minnesänger S. 296, Gedicht 8, 7. Z. Neujahrsblatt S. 8; Kopp, II, 1. S. 19 f.; Vögelin S. 54.

[2]) Tschudi, Chronik I, S. 232; Baechtold, Taschenbuch S. 203; Stumpf, Chronik S. 205; Leu, Lexikon XII, S. 479 f.; Bodmer, Proben S. XV; Minnesinger XII; Wackernagel, Verdienste der Schweizer S. 23; Hagen, Minnesinger IV S. 626; Z. Neujahrsblatt S. 12.

wird, der erzählende Pate sich gut orientiert. Von den Trümmern der einstigen Burg Manegg aus, die er einen der Burgställe des weitverzweigten Geschlechtes nennt, weist er dem Neffen, auf die ferne Stadt deutend, das „ragende dicke Turmkorpus", wo „sie zu einer Zeit und zu einem Teile gehaust haben". Und zu dieser Stadtwohnung führt er ihn später im Geiste hin; er nennt sie historisch getreu „den Hof des Manesse", und mit Johannes blicken wir an einem steinernen Hause empor, das sich an den mächtigen Turm gelehnt habe und seiner Zeit als Wohnhaus benutzt worden sei. Unwillkürlich denkt man hier an das steinerne Haus, das Rüdiger bereits 1252 verkaufte. Aber wir brauchen hier wohl keine Verwechselung zu sehen, die überdies ganz belanglos wäre; es ist vielmehr wahrscheinlich, daß sich neben dem Turme, der nach damals üblicher Bauart seiner dicken Mauern wegen nicht gerade viel Bequemlichkeit geboten haben wird, und mit ihm verbunden ein wohnlicher Anbau befand, der den ganzen Komplex erst zum „Hofe" machte.

Es bleibt die Möglichkeit, Kellers eingehende Schilderung, besonders des Hauptgebäudes, auf eine überlieferte Nachbildung oder Beschreibung zurückzuführen, falls man nicht der schöpferischen Phantasie des Dichters den Hauptanteil zuerkennen sollte. Unbedenklich läßt er ja auch den Paten die Behauptung aufstellen, daß Rüdiger tatsächlich der Schöpfer der nach ihm benannten Manessischen Handschrift sei, „eines der schönsten Bücher der Welt", und mit begreiflicher Erregung eines auf solchen Ruhm stolzen Zürichers gegen den Schulfuchs neueren Datums wettern, der es gewagt habe, Rüdigers Verdienst herabzusetzen.

Daß dem Dichter auch „wissenschaftliche Einzelforschung nicht fernblieb", zeigt die Verwendung einer Glosse des Schwabenspiegels.

Vier Jahre vor der ersten Drucklegung unserer Novelle, im Jahre 1870, hatte Georg v. Wyß im Anzeiger für schweizerische Geschichte auf eine Entdeckung Rockingers hingewiesen, wonach Rüdiger Manesse eine heute verschollene Handschrift des Schwabenspiegels kopieren ließ, aus der dann später verschiedene Glossen in eine andere übergegangen sind; die am Schluß

stehende: „Es ist nieman so unrechter, in dunke unbillich, ob man im unrechte tuot“ u. s. w. hat Keller seinem Hadlaub wörtlich einverleibt.[1])

Neben anderen Rechtsdenkmälern und Urkunden, wie sie nur ein so „einflußreicher und hochstehender Mann zu sammeln in der Lage war“, und neben verschiedenen Büchern beschreibender und historischer Natur zeigt uns der Dichter den Parzival, den Erek, Iwein und Armen Heinrich, den Tristan und den Wartburgkrieg, alles Werke jener glänzenden Vergangenheit, die wir mit dem Dichter gern als Bestandteil der Bibliothek Rüdigers gelten lassen, wenn sie auch urkundlich als solcher nicht nachzuweisen sind. In ihrem Besitz und Genuß mochten gerade Männer von seinem Stande um so eher Freude und Erholung finden, je fühlbarer für sie der Gegensatz der vergangenen glänzenden Epoche des Rittertums und der neu hereinbrechenden eines aufstrebenden, praktischen Bürgertums sein mußte.

Eine energische Vertreterin eben dieser neuen Zeit, wenigstens wie Keller sie im wirksamen Kontrast zu Rüdiger darstellt, ist die treffliche, etwas hausbackene Ehewirtin des Ritters. Wie gern er den schönen Minnesang wieder aufleben lassen möchte, so sehr verwahrt sie sich dagegen, zu dererlei Mummenschanz ihre Hand zu bieten und die alten Mären, die sie in den Büchern vielleicht nicht ungern liest, selbst wieder aufzuführen. Der Trumpf, den sie ihm gegenüber ausspielt, kann keinen größeren Gegensatz zu Rüdigers Begeisterung bilden, als wenn sie mit echter nüchterner Hausprosa ihre ablehnende Haltung also begründet: „Denn wir Bürgerinnen müssen für Kraut und Gemüse sorgen und an Haber und Hirse denken für das Gesinde.“

Ein trefflicher Einfall des Dichters war es, zur Charakterisierung dieser wackeren Dame eine mehr als hundert Jahre zurückliegende Beschreibung des Urtypus der Züricherinnen heranzuziehen; er gibt die Quelle selber an.[2]) Die Überschrift jener merkwürdigen Abhandlung lautet: „Moralische Schilderung des ehemals altfränkischen, itzt artigen ††† Frauenzimmers. Von

[1]) Baechtold, Leben III, 248 und Anm. 1.

[2]) Museum S. 740 ff.

einem altväterschen aber redlich denkenden Patrioten entworfen. An. 1740."

Eine Gegenüberstellung der beiden Texte wird zeigen, wie Keller bei fast getreuer Wiedergabe doch einiges absichtlich, wie es scheint, änderte und im ganzen mehr Kürze und Geschlossenheit anstrebte. Während der erste Satz unverändert übernommen ist, lautet der zweite bei Keller: „Sie konnten unsere Aeltervăter bereden, Eingezogenheit und haushälterisches Wesen überwäge bei demselben (dem Frauenzimmer) manche andere, glänzendere Eigenschaft;" dagegen im Original: „Unsere Aeltervăter konnten das andere Geschlecht bereden, daß Eingezogenheit und haushälterisches Wesen bey demselben manche andere glänzendere Eigenschaft überwäge; und daß der Mann glücklich zu nennen wäre, dem ein solches Weib beschert sey."

Keller nimmt einen Subjektswechsel vor, der nicht unabsichtlich sein kann, weil er ihn nötigt, bei dem Worte „demselben" zur Verdeutlichung „(dem Frauenzimmer)" hinzuzusetzen; andererseits aber hat er gerade dadurch den Inhalt verschmitzter und drolliger und die Wirkung komischer gestaltet, daß eben das Frauenzimmer selber der aktive Teil ist, der sich seine soziale Stellung den ehrsamen Ältervätern gegenüber selbst zu bestimmen und den als richtig erkannten Beruf in Zukunft so gründlich auszufüllen verstand: „Das man es dem Eheherrn und den Kindern an den dünnen Lenden und schmalen Backen wohl ansehen mochte." Danach hat Keller auch den folgenden Satz ausgelassen: „Oder, wenn es auch an der Fülle nicht gebrach, so bestuhnd der Überfluß nicht in der Menge leckerhafter und wohlgewürzter Speisen, sondern in der Größe der Blatten weniger aber nahrhafter Gerichte und Zugemüsse. Diese Wirtschaftsordnung flößte die Mutter der Tochter und dieselbe wieder der ihrigen ein; und es entstuhnd unter ihnen der größte Wetteifer, welche unter ihnen in dieser Art des Preises es den andern zuvor thun könnte." Diese für uns interessante Schilderung war immerhin eine gewisse Abschweifung und darum für Keller entbehrlich; als nicht streng zur Sache gehörig erscheint sie offenbar auch dem Verfasser, der sich gleichsam selbst zur Ordnung

ruft mit dem Übergang: „Um indessen näher zum Ziel zu treten: so war eine solche Frau immer die erste aus dem Bett . . . .“ Das folgende stimmt dann wörtlich mit Kellers Schilderung überein.

Trotz der etwas derben Tugend war Rüdigers Gemahlin dennoch, wie der Dichter uns klar macht, durchaus kein Hausdrache; sondern Bildung wie Standesgefühl ließen den geheimen Krieg der leise fechtenden Frau, die damit wahrscheinlich wirksam genug die allzu große Freigebigkeit des Herrn beschränkte, nie zu geräuschvollen Szenen ausarten. „So kam es, daß nirgends so stattlich und anmutig gelebt wurde wie auf dem manessischen Hofe, wenn der Herr zu Hause war und Gäste lud.“ Ja, Keller findet sie liebenswürdig, diese Ehewirtin, die wegen der Salz- und Pfefferfrage nicht den Hausfrieden brach und es nicht biegen oder brechen lassen wollte, sondern sich nachgiebig immer wieder auf eine bessere Zeit vertröstete; und er bedauert, daß ihr Name nicht überliefert ist, „der von seltenem Wohllaute hätte sein müssen“.

Nun wissen wir allerdings wenig von Rüdigers zwei oder gar drei Gemahlinnen (Elisabeth, Margaretha und Adelheid). Keller hat entweder das Resultat der letzten Forschungen nicht gekannt, oder, weil ihm die Namen unsicher schienen, absichtlich keinen angenommen, sondern lieber der Phantasie durch seine artige Schlußwendung freien Spielraum gelassen.

Bodmer nennt Rüdigers Gattin Elisabeth Wolfleipsch.[1]) Dieser Familienname findet sich auch bei Kopp, wo ein Johannes Wolfleibsch mit Rüdiger Maneſſe und andern an einer Gerichtsverhandlung teilnimmt, doch fehlt hier jede Andeutung, die uns vermuten lassen könnte, sie seien verschwägert gewesen. Im Gegenteil zieht Kopp an anderer Stelle eine Aufzeichnung des Jahrzeitbuchs der Propstei Zürich vom 4. Mai 1277 heran, wonach Rüdigers Gemahlin Elisabeth als eine Tochter des

[1]) Bodmer, Proben S. XII; Minnesinger S. XV.

Edlen Rüſegge genannt wird, die an dem bezeichneten Tage geſtorben ſei.[1])

Von Bodmer hat wahrſcheinlich auch von der Hagen ſeine völlig übereinſtimmende Angabe.[2]) Dagegen belehrt uns das Züricher Neujahrsblatt von 1849: zwei Gemahlinnen ſind vor Rüdiger geſtorben; die eine wird in dem „Großen Jahrzeitbuche der Stift" zum 23. Juli erwähnt mit dem Namen Adelheid; wahrſcheinlich iſt es der 23. Juli 1304, weil ſich dieſe Notiz gleich hinter der Angabe von Rüdigers Todestag befindet. Die andere, Namens Margareta, muß zwiſchen 1294 und 1303 geſtorben ſein, weil ſie im erſteren Jahr noch als lebend, im letzteren bereits als geſtorben in Urkunden aufgeführt wird.[3]) Baechtold nennt ſie gleichfalls Margareta und Adelheid ohne nähere Angaben.[4])

Noch unſicherer und verworrener erſcheinen lange Zeit hindurch die Angaben über Rüdigers Söhne. Bodmer berichtet, Eliſabeth Wolfleipſch habe ihm 2 Söhne und 3 Töchter geboren, die alle in einer Urkunde von 1305 genannt ſeien. Der ältere gleichnamige Sohn unterſtützte nach Bodmer ſeinen Vater im Sammeln der Lieder; ſein Name kommt unter der Zahl der Herren vom Stifte von 1296 bis 1328 vor; ſchon im Jahre 1296 ſei er Scholaſtikus geweſen, was einen „anſehnlichen

---

[1]) Kopp, III, 2. S. 277, Anm. 4; II, 1. S. 34. In dem Züricher Neujahrsblatt S. 13 wird eine ohne Jahreszahl vom 4. Mai datierte Notiz des Jahrzeitbuchs der Chorherren aufgeführt, in der eine Eliſabeth als Gemahlin des Ritters Rüdigers IV. angeſehen und gleichfalls als Tochter des „Edeln Ulrich von Rüſſeg" bezeichnet wird. Von ihrem Tode wird hier nichts erwähnt; vielmehr nennt eine Urkunde vom 2. März 1305 ſie noch als lebend.

[2]) Hagen, Minneſinger IV, S. 627.

[3]) Z. Neujahrsblatt S. 9.

[4]) Baechtold, Taſchenbuch S. 203; er nennt ſie aber in umgekehrter Reihenfolge, und daher mag wohl Bartſch, Minneſänger S. CLXXXVIII dazu verleitet worden ſein, Margareta ausdrücklich als die zweite Gemahlin zu bezeichnen, was im Hinblick auf das Neujahrsblatt als ausgeſchloſſen erſcheint.

Schullehrer" bedeute, während er in Hadlaubs Strophe noch den „geringern Charakter des Kustos" führe.[1])

Uhland scheint Bodmer nachzuerzählen, was den Namen des Sohnes, seinen Stand und sein Verhältnis zum Vater und zur Sammlung der Lieder betrifft; aber er hängt in Gedanken diesem Verhältnis noch ein wenig nach, und während er den Faden fortspinnt, kommt er zu einem für den Geistlichen nicht gerade schmeichelhaften Schluß. Er verdächtigt ihn nämlich, den Fleiß, der auf die Anfertigung und Ausschmückung neuer Meßbücher hätte verwendet werden sollen, der Minne gewidmet zu haben, und will ein solches Verhalten keineswegs bei einem Geistlichen befremdlich finden, der von 3 „Nachtfrauen" vier uneheliche Töchter hinterlassen habe.[2]) Mag Uhland mit der letzten Vermutung auch das Richtige treffen, so bleibt festzustellen, daß der Geistliche an der Liedersammlung keinen Anteil hatte.

Auch in den Minnesingern von der Hagens findet sich Bodmers Darstellung wieder.[3]) Aber schon sein Vorwort zu Mathieu bringt die Berichtigung, wahrscheinlich durch das Züricher Neujahrsblatt veranlaßt. Hier werden vier Söhne in hohen geistlichen Stellen, aber keine Töchter erwähnt; der älteste, Rüdiger III., der im Jahre 1296 Scholastikus, d. i. Schullehrer, Schulaufseher des Stiftes, war, starb kurz vor dem Vater.

Zum Teil aus derselben Quelle wie von der Hagen mag Baechtold geschöpft haben, der die gleiche Darstellung bringt, nur den Todestag noch näher bezeichnet als den 18. März 1304.[4])

---

[1]) Bodmer, Proben S. XV f.; Minnesinger S. XII. Es ist die schon einmal angezogene Urkunde vom 2. März 1305, Neujahrsblatt S. 13; dort werden die Kinder Rüdigers IV., aber nicht Rüdigers II. aufgeführt: ein Sohn Rüdiger als Chorherr, ein zweiter namens Ulrich und drei Töchter namens Margareta, Elsbeth und Anna.

[2]) Uhland, Werke V, S. 269 u. S. 274; vgl. Keller, Werke VI, S. 129, in der Novelle „Der Narr auf Manegg".

[3]) Hagen, Minnesinger IV, 627; Vorwort zu Mathieu S. IV; vgl. auch das Z. Neujahrsblatt S. 10.

[4]) Z. Neujahrsblatt S. 10; Baechtold, Taschenbuch S. 203; bei Kopp III, 2. S. 227, wird Rüdiger II. als Schulmeister an der Kirche zu Zürich erwähnt.

Der zweite Sohn, Johannes Maneſſe, wird weder bei Bodmer noch bei Uhland erwähnt. Aber im Neujahrsblatt erſcheint er als Chorherr und Kuſtos, und es wird zu dem letzteren Amt die Erklärung gegeben, daß es gleichbedeutend ſei mit thesaurarius, und daß jedesmal der unter den Chorherren ſo heiße, dem insbeſondere die Aufſicht über den Stifts- oder Kirchenſchatz obliege; er rangiere unmittelbar nach dem Propſte, und häufig ſei Johannes Stellvertreter desſelben geweſen. Ferner erfahren wir dort, daß Johannes im Jahre 1272 unter die „Anſprecher auf eine Chorherrenpfründe" aufgenommen ſei und vom Jahre 1281 an als Chorherr, vom Jahre 1296 an als Kuſtos am Stift in Urkunden vorkomme. Als ſein Todestag wird der 20. Mai 1297 angegeben. Hiermit ſtimmt auch von der Hagens Darſtellung bei Mathieu überein, wo noch beſonders ſein Sammeleifer hervorgehoben wird.[1])

Neues enthalten die ſpäteren Schriften von Wyß und Rahn nicht;[2]) nur Baechtold bringt eine nicht unbedeutende Verſchiebung in den Jahreszahlen, da Johannes nach ihm bereits 1273 Chorherr geweſen iſt, dazu das genaue Datum ſeines Todestages, den 20. Mai 1297.

Von dem dritten Sohne, namens Maneſſo, wiſſen wir nur, daß er Chorherr, nach von der Hagen Rektor an der Peterskirche war, und bereits im Jahre 1284 am 16. Dezember ſtarb.[3])

Der jüngſte Sohn endlich, Rüdiger IV., wurde der Stammhalter des Geſchlechtes; auf ihn erbten ſich auch die Würden des Vaters fort. Bereits 1284 iſt er Ritter und Ratsherr; er ſtarb am 26. September 1309.[4]) Sein Sohn wieder, um auch

---

[1]) a. a. O. In einer Urkunde bei Kopp II, 1. S. 31 f., aus dem Jahre 1284 datiert, wird er unter den Chorherren aufgezählt; ſonſt noch erwähnt Kopp II, 1. S. 26.

[2]) Wyß, Zürich a. A. 13. Jh. S. 23; Rahn, Studien S. 87.

[3]) Hagen a. a. O.; Z. Neujahrsblatt S. 11; Baechtold, Z. Taſchenbuch S. 203 f.

[4]) Z. Neujahrsblatt S. 13; Baechtold, Z. Taſchenbuch S. 203 f.; Hagen, Vorwort zu Mathieu IV; bei Kopp II, 1. S. 31 f. wird er in einer Urkunde vom Jahre 1284 mit ſeinem Vater zuſammen unter den Rittern erwähnt.

die Ausläufer dieser berühmten Familie zu nennen, die ja auch Keller weiterhin in den Züricher Novellen verfolgt,[1]) war Ulrich,[2]) der Vater des späteren Bürgermeisters, Rüdigers des VII., des Siegers von Tätwyl, der 1383 starb.[3])

An Rüdiger II. und seine Familie schloß sich ein Kreis vornehmer Damen und Herren, die dem ritterlichen wie dem geistlichen Stande angehörten. Ihre Namen im Zusammenhange mit Rüdiger sind uns vor allem durch Hadlaub übermittelt worden. Aber bevor ich zu ihnen übergehe, möchte ich einen vorwegnehmen, der gerade bei Hadlaub nicht genannt wird und dennoch zweifellos in engster freundschaftlicher Verbindung mit Rüdiger gestanden hat, den gelehrten Meister Konrad von Mure; setzte er doch zu seinem ersten Testamentsvollstrecker keinen anderen als eben unseren Rüdiger Manesse ein. Danach erscheint es handgreiflich, daß Konrad sein Wissen bereitwillig in den Dienst Rüdigers gestellt und viel zum Gedeihen der Sammlung beigetragen hat; eine Auffassung, die auch Keller in seiner Novelle zum Ausdruck bringt.

Nach Urkunden vom 26. Christmonat 1243 und 7. Wintermonat 1244 war Konrad bereits zu dieser Zeit Chorherr und Schulmeister; er wurde der erste „Sänger" der Singschule am Großmünsterstift und erscheint als solcher in einer Urkunde von 1259.[4]) Durch den Propst Heinrich Manesse,[5]) der im Jahre 1259 diese Würde innehatte, als librarius an die Schule berufen, leistete er ihm bei der Begründung der Stiftsbibliothek wichtige Dienste. Der Propst Heinrich starb im Jahre 1271.[6])

[1]) Keller, Werke VI, S. 128 ff. in der Novelle „Der Narr auf Manegg".

[2]) Schon Bodmer erwähnt in den Proben S. XV f. einen Manesse namens Ulrich, nur daß er ihn für den zweiten Sohn Rüdigers II. ausgibt, während es sein Enkel ist; richtig dagegen bezeichnet ihn Bodmer als den Vater des Siegers von Tätwyl. Er wurde nach Ulrich von Rüssegg, seinem Großvater mütterlicherseits, benannt. Z. Neujahrsblatt S. 13.

[3]) Keller a. a. O. sagt: um das Jahr 1380.

[4]) Kopp II, 1. S. 14, Anm. 10–13.

[5]) Hagen, Vorwort zu Mathieu S. IV. Ettmüller, Hadlaub S. IV.

[6]) In welchem Verwandtschaftsverhältnisse dieser Propst Heinrich und dessen gleichzeitig lebender Bruder Otto Manesse, der im Jahre 1258

Aber nicht allein auf das wissenschaftliche Gebiet beschränkte sich Konrads Tätigkeit, er pflegte auch die edle Dichtkunst. So besang er die Königswahl und Krönung des Grafen Rudolf von Habsburg, dessen besondere Gunst er seit langem genoß. Bereits im Jahre 1264 gedenkt Rudolf seiner in einer Urkunde vom 28. Mai als „nostri clerici". Der Meister starb am 30. März 1281.[1])

Diesem Sachverhalte gemäß erscheint er auch bei Keller als Vorsteher der Singschule am Großmünsterstift; neben seiner poetischen Tätigkeit werden sogar seine wissenschaftlichen Traktate genauer klassifiziert.

Die bedeutendste Persönlichkeit des weiteren Manesse-Kreises, wohl auch nach Hadlaubs Auffassung, ist zweifellos der Konstanzer Bischof Heinrich von Klingenberg; ja in der letzten Strophe des zweiten Liedes bekennt der Dichter unumwunden, daß seine Wahl zum Bischof ein Glück für alle daran Interessierten sei, mit den Worten: „Wol uns daz der Klingenberger fürste ie wart!"[2])

Er stammte aus ritterlichem Geschlechte im Thurgau, das mit dem von Klingen verwandt war, dem der Dichter Walther angehörte. Sein Vater hieß Ulrich, seine Mutter Willeburg; sie stammte aus dem edlen Geschlechte derer von Costenz, die in Zürich ansässig waren.[3]) Seine Jugend verbrachte er

Stiftspropst war, zu Rüdiger II. gestanden, erscheint zweifelhaft. Nach der Darstellung von Georg v Wyß im Z. Neujahrsblatt S. 40 f. waren sie mit Rüdiger nur entfernt verwandt, näher dagegen mit den Manessen „auf Dorf". Auch bei Keller ist dieses Verhältnis keineswegs klar; man könnte hiernach fast glauben, daß es Brüder gewesen seien, weil es bei ihm heißt, der Propst Heinrich stamme „aus der Ritterwohnung" der Manesse her, womit Rüdigers Hof gemeint ist. Hagen a. a. O.; Z. Neujahrsblatt S. 4; S. 7 wird er nur „Namensverwandter" genannt. Keller VI, S. 28 f.

[1]) Kopp a. a. O. und S. 15.

[2]) Bodmer, Minnesinger II, 187[1]. HMS. III, 280. Kellers erste Vorlage war unzweifelhaft Bodmer, wie aus einem Briefe an Bächtold (Schmidt, Charakteristiken 2, 266) hervorgeht: „In dem Falkenliedchen des Kürenberger in meiner Bodmerausgabe heißt es doch auch gelieb."

[3]) Laßberg, Liedersaal II, S. XXXVII ff.; Bartsch, Minnesänger S. CLXXXV; Schleicher, Hadlaub S. 9; Baechtold, Lit. S. 165, Mone I, S. 304 und S. 312.

in dem berühmten Kloster Reichenau, wo er Mönch und nach dem Tode Albrechts von Ramstein im Jahre 1293 auch Abt wurde. Hinsichtlich der früheren Jahre Heinrichs von Klingenberg scheint mir noch manche Unklarheit obzuwalten, wie folgende Daten zeigen.[1])

Bartsch wie Schleicher, die sich auf Wartmann stützen, lassen ihn bereits in den Jahren 1259 und 1261 als Kanonikus in Konstanz auftreten; 1260 sei er Propst am großen Münster in Zürich, was er nach Laßberg erst um 1271 war, und im Jahre 1267 zu St. Stephan in Konstanz gewesen. Schleicher beruft sich hier noch ausdrücklich auf Kopp. Wenn wir aber diesem glauben dürfen, so ist jener Heinrich von Klingenberg, der bereits 1256 als Chorherr, danach als Propst in Zürich und schließlich in einer Urkunde vom 8. November 1267 auch als Propst bei St. Stephan in Konstanz genannt wird, schon am 1. Mai 1279 gestorben.[2])

Vielleicht ist der Irrtum, falls es einer sein sollte, durch Verwechslung mit einer von Ettmüller aufgestellten Behauptung herbeigeführt worden: Heinrich von Klingenberg sei von der Fürstäbtissin Elisabeth von Wetzikon, deren Neffe er gewesen, zum Kaplan von St. Stephan „außer den Mauern Zürichs" ernannt worden und, weil mit dieser Stelle eine Chorherrenpfründe verbunden gewesen sei, habe er seitdem für Zürich eine besondere Vorliebe gezeigt.[3]) Ein solcher Vorgang aber, von dem ich nur noch bei Laßberg eine Andeutung fand, müßte sich der neuesten Forschung nach viel später als 1267 abgespielt

---

[1]) Es liegt nicht im Rahmen meiner Arbeit, diese und ähnliche Diskrepanzen zu klären; das muß der Lokalforschung überlassen bleiben. Interessieren uns diese Personen und Daten doch wesentlich, insoweit auch Keller sie kannte.

[2]) Wartmann, St. Gall. U.B. III, S. 149 u. 157; dagegen Laßberg, Liedersaal II, S. XXXIX; Kopp II, 1. S. 10ff.; sein Tod S. 12, Anm. 2.

[3]) Ettmüller, Hadlaub S. 7; Z. Neujahrsblatt S. 7 wird die Äbtissin auch seine Muhme genannt, es ist nur unsicher, ob es Elisabeth von Wetzikon oder Elisabeth von Spiegelberg war.

haben, wo er Propst zu St. Stephan in Konstanz gewesen sein soll; denn die Äbtissin Elisabeth von Wetzikon hatte diese Würde von 1278—98 inne.[1])

Bei Kopp erscheint der spätere Kanzler Heinrich von Klingenberg zum ersten Male in einer Urkunde vom Jahre 1291 unter den Herren des Gotteshauses als „Mag. Heinricus de Klingenberg quondam protonotarius ill. domini R. Rom. regis." An anderer Stelle wird er als oberster Schreiber König Rudolfs erwähnt;[2]) in einer Urkunde vom 23. Christmonat 1292 ist er Propst zu Aachen;[3]) wenige Monate später, als der Konstanzer Bischof Rudolf von Habsburg am 3. April 1293 starb, wurde Heinrich von Klingenberg nach dem freiwilligen Rücktritt eines Grafen von Zollern, wie Mone berichtet, Mitte Juni zu Rudolfs Nachfolger gewählt.[4])

Die Würde des Kanzlers erhielt er nach der Thronbesteigung des Grafen Rudolf von Habsburg, der ihn vermutlich in Zürich kennen lernte, und gerade er eignete sich für eine so wichtige Stelle um so mehr, als er „Legum vel Decretorum Doctor" war; ähnlich nennt ihn eine Urkunde zu Rheinfelden vom Jahre 1283: „Honorabilis vir magister Henricus de Klingenberg, doctor decretorum, noster protonotarius".[5])

Von ihm erzählt übrigens Laßberg auch, was sonst dem Propste Heinrich Manesse zugeschrieben wird, nämlich daß er die in Zürich angeblich von Karl dem Großen gegründete Chorschule von neuem ins Leben rief, die Kantorei einrichtete und

---

[1]) Kopp III, 2. S. 229: nach ihm hätte sie von 1270—98 regiert; Wyß, i. d. Mitteilungen VIII, S. 352 bestätigt Kopps Angaben; Baechtold, i. Z. Taschenbuch, S. 228, ebenso Bartsch, Minnesänger, S. CLXXXVI, nennen als Antrittsjahr 1278; nach dem Z. Neujahrsblatt, S. 7 allerdings übte sie ihr Amt von 1269—98 aus.

[2]) Kopp II, 1. S. 26 und 30.

[3]) Nach dem Archiv I, S. 99, wird er in einer Urkunde vom 23. Dezember 1292 als Propst zu Baden genannt.

[4]) Kopp III, 1. S. 103; Mone I, S. 306 und 318. Vergl. die Bestätigungsurkunde bei Laßberg, Liedersaal II, S. XXXVII.

[5]) Laßberg, Liedersaal II, S. XXXVIII; vergl. Pfister II. Buch, II. Abteilung, I. Abschnitt, S. 71: der Bischof weilt im Jahre 1287 als Kanzler im Lager vor Herwartstein, das Rudolf belagert.

zum Vorsteher der letzteren den Meister Konrad von Mure berief.[1])

Auch nach dem Tode Kaiser Rudolfs bewahrte Heinrich dem Hause seines früheren Herrn treue Anhänglichkeit. So sehen wir ihn mit Kriegsvolk zu Herzog Albrecht stoßen, als dieser, um sich zu dem Kampfe mit Adolf von Nassau zu rüsten, vorerst seine Freunde an sich zieht.[2]) Bei Albrechts Krönung ist der Bischof gleichfalls zugegen, wie er denn von nun an mit dem Wiederaufblühen des alten Kaiserhauses auch wieder mehr in den politischen Vordergrund tritt; er wird von neuem mit politischen Sendungen betraut und folgt seinem Könige zu Hof und zu Felde.[3]) Heinrich, der zu König Rudolfs Ehren eine Geschichte der Grafen von Habsburg geschrieben, erfährt jetzt die besondere Gunst des gekrönten Sohnes, der ihn durch die Entsendung zu König Philipp IV. von Frankreich auszeichnet. Nicht zum wenigsten lenkte sein politisches Geschick diese ehrende Wahl auf ihn; denn es galt dort in Welschland ein vorteilhaftes Bündnis zu schließen.[4])

Hier mag noch ein negatives Argument dafür stehen, daß der spätere Kanzler nicht identisch sein könne mit jenem Kanonikus von 1256; denn in diesem Falle hätte er wohl im Jahre 1298 in einem Alter stehen müssen, das ihm kaum noch gestattet haben würde, seinem Herrn persönlich Kriegsvolk zuzuführen und noch späterhin die Anstrengungen des Hof- und Lagerlebens zu ertragen oder gar Missionen wie die nach Paris auf sich zu nehmen. Er starb im Jahre 1305.[5])

An Heinrich von Klingenberg möchte ich hier die Fürstin von Zürich, wie Hadlaub sie nennt,[6]) anschließen zur bequemeren Vergleichung mit Kellers Novelle. Unter dieser Fürstin kann sowohl die gefürstete Äbtissin Elisabeth von Wetzikon gemeint

[1]) Ettmüller, Hadlaub S. V; Laßberg, Liedersaal II, S. XXXIX. Wegen der Gründung der Chorschule s. Göldlin II. Teil, S. 65.

[2]) Pfister II. Buch, II. Abteilung, II. Abschnitt, S. 117 f.; Laßberg, Liedersaal II, S. XXXIX.

[3]) Kopp III, 2. S. 7: Urkunde vom 25. August 1298, und S. 221.

[4]) Pfister a. a. O., S. 129; Laßberg a. a. O.

[5]) Mone I, S. 313.

[6]) Bodmer, Minnesinger II, 186², HMS. II, 279².

sein, die von 1278—98 diese Würde innehatte und am 16. März 1298 starb, als auch ihre Nachfolgerin Elisabeth von Spiegelberg, die von 1298—1308 ihres Amtes waltete und am 22. Februar genannten Jahres starb.[1])

Die erstere wird von Keller erwähnt, aber nicht als Äbtissin, sondern nur als Konventualin der Abtei, die jedoch, eine Muhme Bischof Heinrichs, später die bedeutendste Äbtissin Zürichs geworden sei. Zur Zeit, da die Hadlaubnovelle spielt, ist nach Kellers Erzählung Äbtissin Frau Kunigunde von schwarz Wasserstelz.

„Gleich unterhalb des aargauischen Städtchens Kaiserstuhl", so beginnt die Novelle, „stehen die beiden Schlösser schwarz und weiß Wasserstelz, jenes mitten im Rhein, d. h. näher dem linken Ufer und jetzt noch von allerlei Leuten bewohnt, die es kaufen mögen, dieses zerfallen auf dem rechten Ufer."

Diese Darstellung deckt sich vollkommen mit den Angaben im helvetischen Lexikon von Leu, wo schwarz Wasserstelz als ein Schloß „in dem Rhein", etwa eine halbe Stunde unter Kaiserstuhl bezeichnet und wo zugleich hervorgehoben wird, es heiße so zum Unterschiede von dem auf der anderen Seite in der Landgrafschaft Kleggäu gelegenen Schloß weiß Wasserstelz.[2]) Stumpf dagegen sagt nur, daß die Schlösser unterhalb Kaiserstuhl zu beiden Seiten des Rheins gelegen seien, von denen sich das eine zu seiner Zeit im Besitze derer von Landsberg befand, während die Tschudi von Glarus das andere besaßen.[3]) Nach Leu ist eines von beiden das Stammhaus der Freiherren von Wasserstelz gewesen, aus dem im Jahre 1299 Kunigunda Äbtissin des Stiftes Fraumünster in der Stadt Zürich gewesen sei. Die Schwester Mechtildis, die Keller zu den Zeiten Rudolfs von Habsburg auf weiß Wasserstelz hausen läßt, ist wohl nur als Kontrastfigur erfunden, während eine Kunigunde von Wasserstelz unter den Frauen des Züricher Stiftes wiederholt in Urkunden genannt wird; so bei Kopp in einer Urkunde vom 25. Heumonat 1265 und in einer aus dem Jahre 1291. Die

[1]) Kopp II, 2. S. 229; Wyß, i. d. Mitteilungen VIII, S. 352 u. 364.
[2]) Leu, Lexikon, XIX. Teil, S. 193 f.
[3]) Stumpf, Chronik S. 466.

Behauptung allerdings, sie sei Äbtissin gewesen, läßt sich nicht aufrecht erhalten; sie findet sich zuerst bei Stumpf, der auch ihren Tod um das Jahr 1299 angibt, und von ihm ist diese Notiz wahrscheinlich in Leus Lexikon wie in Hagens Darstellung übergegangen.[1]) Stumpf und Hagen bringen noch eine weitere unrichtige Angabe, wonach Elisabeth von Kramburg Kunigundens Nachfolgerin geworden und im Jahre 1306 gestorben sei; zu dieser Zeit aber regierte die Äbtissin Elisabeth von Spiegelberg als Nachfolgerin der Elisabeth von Wetzikon und zwar vom Jahre 1298 bis zum 22. Februar 1308.[2]) Keller erwähnt nur die letztere.

Um so mehr tritt bei ihm Kunigunde von schwarz Wasserstelz in den Vordergrund, um deren schöne Gestalt der Dichter einen märchenhaften Zauber spinnt: von hoher Gunst, von tiefer seliger Liebe und schließlichem Entsagen. Und auch den gewaltigen Mann, der sie zur Geliebten erkoren, Heinrich von Klingenberg, des Kaisers Kanzler, hatte die abergläubische Zeit mit dem Reiz des Wunderbaren umgeben: seine stillen Fahrten den Rhein hinab vom Schloß Rötheln oder vom Städtchen Kaiserstuhl her, wie Keller erzählt, zu dem einsam aus den Fluten ragenden Turm der Geliebten boten der Phantasie Stoff genug, ihn zum Nekromanten zu stempeln, dem Dämonen dienten, zumal seine vielseitigen Kenntnisse das Staunen der Zeitgenossen erregten. So wird er in einer bei Laßberg zitierten Stelle bezeichnet als „vir, cum confessionis gloria, tum vita et conversatione plurimum insignis, philosophus clarus, poeta gravis et ingeniosus, historicus celeberrimus, multarumque litterarum et rerum peritissimus"; und anderswo heißt es noch zutreffender für Kellers Darstellung: „fuit doctor decretorum et multa bona et mirabilia fecit. fuit enim nigromanticus."[3])

Doch nicht ausschließlich gehört dem Dichter dieses zarte, geheimnisvolle Liebesverhältnis zweier ausgezeichneter Menschen; eine geschichtliche Vorlage fand Keller bei Johannes Müller.

[1]) Stumpf, Chronik S. 488; Leu, Lexikon, XIX. Teil, S. 194; HMS. IV, S. 626; Kopp II, 1. S. 23.

[2]) Hagen und Stumpf a. a. O.: Wyß, i. d. Mitteilungen VIII, S. 364.

[3]) Laßberg, Liedersaal II, S. XXXIX; Mone I, S. 313.

Die Liebesgeschichte, auf der Kellers Erzählung beruht, spielt im 10. Jahrhundert und betrifft den St. Galler Bischof Salomon. Darüber lesen wir bei Müller: „Als Jüngling hatte er von der Stieftochter eines Edelmannes, der ihn bewirtete, eine Tochter gezeugt, welche, stolz auf einen solchen Vater, die Buhlschaft König Arnulfs verschmähete und Gemahlin eines Verwandten der Grafen zu Kiburg ward." Eine Anmerkung fügt ergänzend hinzu: „Die Mutter wurde Äbtissin zu Zürich."[1])

Müller schöpfte diese Geschichte aus den Casus St. Galli des Chronisten Ekkehart IV., die Keller wohl auch direkt benutzte, allerdings kaum in der 1829 in den Monumenta Germaniae historica, Scr. II. erschienenen, sondern höchstwahrscheinlich in der von dem Züricher Professor Meyer von Knonau besorgten Ausgabe (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, Heft XV/XVI), die, zwar erst 1877 erschienen, doch bereits 1874 zum Jubiläum von Georg Waitz gedruckt worden ist, somit Keller jedenfalls zugänglich war. Hier findet sich in einer Anm. des Herausgebers auch der Name der Äbtissin Kunigunde, die allerdings schon von Wyß als Äbtissin zur Zeit König Arnulfs erwähnt wird.[2])

Die charakteristischen Züge waren dem Dichter somit als Grundlage für seine Darstellung gegeben: unerlaubter Verkehr eines Geistlichen und einer ihm ergebenen Jungfrau; ihr Eintritt ins Kloster und die spätere Erhebung zur Äbtissin; Versuch eines hochgestellten Mannes, die Ehre der Tochter anzutasten, und schließlich deren Verheiratung.

Keller vertieft diese einfache Handlung durch ein feines psychologisches Moment: die Wirkung des Fehltritts der Eltern auf das Gemüt des Kindes. Kaum tritt der erblühten Jungfrau das Geschick ihrer Eltern und ihr eigenes klar vor die Seele, als sich ihre bisherige Fröhlichkeit in verhaltene Wehmut und Trauer wandelt und der Wunsch in ihr keimt, der Welt

---

[1]) Joh. Müller: I. Buch, 12. Kap., S. 232 f.

[2]) Wyß, i. d. Mitteilungen VIII, S. 21. Forschungen, Bd. VII, 450 f. Stumpf vermutet, daß die Geliebte Salomons Gisela oder Uta (so auch in den Forschungen) hieß.

zu entsagen, um durch ein solches Opfer das dunkle Schicksal, dem die Eltern in ihrer Leidenschaft verfielen, auszusöhnen und zu beschließen. Eine tiefsinnige Wendung, durch die der stille, von der Liebe getragene Streit der beiden Parteien die anmutigsten Verwirrungen herbeiführt, bis trotz aller Gefahren und Fehlschläge, wie durch eine neue Wendung des gütig waltenden Geschickes, dennoch das erhoffte Glück der Jungfrau, freilich anders, als es die Eltern sich gedacht, in der Welt gegründet wird.

Zu der abergläubischen Furcht, mit der die Menge einen mystischen Schleier um die Gestalt des Klingenbergers wob, gesellte sich eine gewiß nicht unbegründete Furcht vor dem übermächtigen Staatsmanne, die selbst vor den Palästen der Fürsten nicht Halt machte; denn mit ihm war nicht gut Kirschenessen, wie Keller erzählt. Ja die Furcht vor dem Kanzler Kaiser Rudolfs war, wie Laßberg berichtet, so groß, daß sich der Kurfürst von Mainz, Gerhard von Eppstein, von seinem Vetter König Adolf von Nassau versprechen ließ, den Klingenberger nie in Dienst zu nehmen.[1])

Noch eine andere geschichtliche Tatsache erwähnt Keller, den Ankauf des Städtchens Kaiserstuhl durch Heinrich von Klingenberg. Nach Tschudi schloß dieser allerdings den Kaufvertrag mit dem Freien Lütold von Regensburg am 1. Mai des Jahres 1294.[2])

Den Bewerber um die junge Fides hat Keller in eine andere Sphäre gerückt, die ihn einmal freier schalten ließ, vor allem aber auch den Eindruck des Peinlichen völlig beseitigte, der wohl kaum ausgeblieben wäre, wenn ein deutscher König die Stellung des Grafen Wernher in Kellers Novelle eingenommen hätte. Für die niedrige Gesinnung des Grafen, wie Keller sie schildert, werden wir entschädigt durch die imponierende Heldengestalt des tapferen Schwaben, der ja in der Geschichte als leuchtendes Beispiel urdeutscher Kraft und unbeugsamen

[1]) Laßberg, Liedersaal II, S. LXXXVII, Anm. 2. Es wird verwiesen auf die Geschichte des röm. Königs Adolf (Frankfurt 1779), S. 42.

[2]) Tschudi, Chronik Bd. I, S. 212; Kopp III, 1. S. 129.

Mutes dasteht, dann aber auch durch des Dichters Humor, der den stolzen Ritter in schmählicher Situation die moralische Widerstandskraft der jungen Fides erkennen und den Rückzug auf Nimmerwiedersehen antreten läßt.

Unhistorisch gehört in Kellers Novelle der Graf dem Kreise der Manesse zu. Graf Wernher von Homberg war der älteste Sohn des Grafen Ludwig und wurde um 1284 geboren. Sein Vater hatte eine Gräfin Elisabeth von Rapperswyl geheiratet; er fiel im Kriege gegen Bern auf Rudolfs von Habsburg Seite an der Schloßhalde am 27. April 1289. Als sich die Gräfin im Jahre 1296 mit dem Grafen Rudolf von Habsburg-Laufenburg wieder vermählte, übergab sie ihrem Sohne, dem Grafen Wernher, Alt-Rapperswyl, dazu die March und das Weggital.[1]) So nennt ihn Keller mit Recht den Grafen Wernher von Homberg auf Rapperswyl.

Kaum volljährig, beginnt er bereits eine gewisse Rolle zu spielen; im Jahre 1300 tritt er zum ersten Male selbst handelnd auf und siegelt als Zeuge eine Urkunde des habsburg-österreichischen Landrichters Hermann von Bonstetten.[2])

Im Jahre 1304 zog er auf Abenteuer aus nach Preußen, um gegen die Ungläubigen zu kämpfen. Hier machte er im Heere der Deutschordensritter einen Zug gegen Littauen mit, auf dem er vom Ordenskomtur zur Anerkennung für seine Tapferkeit als erster der Edeln vom Rheine den Ritterschlag erhielt, worauf er selbst die anderen Kriegsgefährten zu Rittern schlug. „Noch bei jungen Jahren", wie Keller erzählt, wurde er Reichsvogt in den drei Ländern der Urschweiz; das geschah unter Heinrich von Luxemburg im Jahre 1309.[3]) Nicht lange danach aber schloß er sich mit geringer Begleitung seinem König

[1]) Wyß, i. d. Mitteilungen XIII, 1. S. 5f.; Zangemeister, Helmzierden S. 89; Vöglin, S. 323. f; Tschudi, Chronik I, S. 229; Bartsch, Minnesänger S. CLXII ff.

[2]) Wyß, i. d. Mitteilungen a. a. O; Kopp III, 2. S. 266, nennt einen Pfandbrief vom 7. Januar 1300, den Wernher als „Jungher" mit seinem eigenen Siegel versehen habe.

[3]) Kopp IV, 1. S. 54. Es wird in der Anm. 5 auf eine Urkunde vom 22. Brachmonat 1309 verwiesen.

auf deſſen Romfahrt an, und hier eröffnete ſich ihm nun der weiteſte Spielraum für ſeine unermüdliche Tatkraft, Umſicht und Tapferkeit. Dieſen Tugenden hatte er es denn auch zu verdanken, daß er vom Könige im Jahre 1312 zum Reichsfeldhauptmann in Oberitalien ernannt wurde; die Beſtallung zum „Oberſten Hauptmann des Bundes aller Reichsgetreuen in der Lombardei" iſt vom 13. Februar genannten Jahres datiert.[1]) Sie beginnt: „De nobilitate sanguinis, armorum strenuitate ac experientia, necnon fide, circumspectione ac industria nobilis viri Warnerii Comitis de Homberg fidelis dilecti nostri concipientes fiduciam specialem, ipsum generalem ordinavimus Ligae confoederationis . . ."[2])

In dieſer Stellung als oberſter Reichsfeldhauptmann verfocht er zuerſt die Sache ſeines Kaiſers und kämpfte dann nach Heinrichs baldigem Tode für den Lombardiſchen Ghibellinenbund drei Jahre hindurch „mit ſolchem Nachdruck, daß ſein Arm in kurzer Zeit weit und breit gefürchtet war, der Ruhm ſeines Namens bis in die deutſche Heimat erſcholl und noch lange Jahrzehnte nach ſeinem Tode in den Jahrbüchern Italiens und Deutſchlands gefeiert wurde. Fürwahr ein leuchtendes Beiſpiel ſeltener Tapferkeit, Einſicht und Tätigkeit!"[3])

Die von Keller erwähnte Kraftleiſtung des Grafen, daß er geharniſchte Guelfen im Genick gepackt und ſie auf ihrem Pferde und ſamt demſelben davonjagend gefangen genommen habe, bezieht ſich wahrſcheinlich auf folgende Begebenheit. Graf Philipp von Savoyen war, obgleich mit dem König verwandt,

---

[1]) Wyß, i. d. Mitteilungen XIII, 1. S. 10; Kopp IV, 1. S. 163; Tſchudi, Chronik I, S. 259.

[2]) Muratori XII, S. 1106 f.; Tſchudi, Chronik I, S. 229, hat nach dem lateiniſchen Dokument auch die Verdeutſchung wiedergegeben.

[3]) Wyß, a. a. O.; Barthold, Römerzug S. 148, nennt ihn ſchonungslos, aber gerecht und ganz dazu gemacht, „den trotzigen Schwindelgeiſt eines Volkes, das über ſein wahres Heil nicht ins Klare kommen wollte, mit dem Schwerte zu brechen; das tat er auch auf ſo gewaltſame Weiſe, daß kein deutſcher Name gefeierter über die Alpen zurückdrang als der ſeine". Über ſeinen unermütlichen Kampfesmut ſiehe noch 232 ff. und S 236; vgl. auch Cruſius, Schwäb. Chronik I, S. 882.

ein ungetreuer Statthalter. Graf Wernher rückte ihm auf den Leib und verlangte von ihm die Erfüllung gewisser Forderungen. Als sich der Fürst dagegen durchaus ablehnend verhielt, packte ihn Graf Wernher im auflodernden Zorne im Genick und „riß ihn samt seinem Rosse in aller Eile nach dem Gebäude hin, wo er selbst bisher Wohnung genommen, und nur die Hülfe eines welschen Ritters Aymo von Aspremont, der den Dolch zog und Wernhern in die Seite stieß, befreite den Fürsten."[1])

Gegen Ende des Jahres 1313 kehrte Wernher nach Deutschland zurück, aber zu keiner glücklichen Zeit; so soll auch er mitgekämpft haben in der für die Ritterschaft ruhmlosen Schlacht bei Morgarten. Im folgenden Jahre, am 19. September 1316, focht er sieglos in dem blutigen nächtlichen Kampfe am Neckar vor Eßlingen, wo er sogar in die Gefangenschaft der Bayern fiel. Über die Dauer der Haft ist nichts bekannt. Im Jahre 1318 verließ er die Heimat wieder, um nochmals an den Kämpfen in Italien teilzunehmen. Er starb am 21. März 1320, nach der oberrheinischen Chronik Grieshabers in Italien im Dienste der Herzöge von Österreich, nach Wyß vor dem belagerten Genua, nach Tschudi in Deutschland, wohin er nach der vergeblichen Belagerung Genuas, das König Robert von Neapel entsetzte, mit seinen deutschen Truppen zurückgekehrt sei.[2])

Er hinterließ einen unmündigen Sohn, der gleichfalls Wernher hieß, aus seiner im Jahre 1316 mit der Gräfin Maria von Oettingen geschlossenen Ehe. Dieser starb bereits drei Jahre nach seines Vaters Tode.[3])

---

[1]) Wyß, a. a. O., S. 11 f.

[2]) Anzeiger I, 3. S. 120; Wyß i. d. Mitteilungen, S. 13; Tschudi, Chronik I, S. 292; Bartsch, Minnesänger S. CLXXII; Zangemeister, Helmzierden S. 4; Hagen, Vorwort zu Mathieu S. VI; Minnesinger IV, S. 912; Kopp IV, II, S. 283, Anm. 3, nennt nach dem Jahrzeitbuche zu Wurmsbach den 19. März, nach dem von Rapperswil den 21. März; andere Jahreszahlen stehen bei Stumpf, Chronik S. 475, Bodmer, Proben S. XXIX, Barthold a. a. O., S. 458: sie nennen das Jahr 1323; Wackernagel, Verdienste der Schweizer, gibt allein das Jahr 1322 an.

[3]) Wackernagel a. a. O., S. 34, nennt das Jahr 1330.

Keller läßt den Grafen Wernher in Rüdigers Hause in vollem Waffenschmuck auftreten und beschreibt seine Rüstung so genau nach dem Bildnis der Pariser Handschrift, daß er vermutlich die bei Wyß gegebene Nachbildung davon gesehen haben wird. Es heißt bei ihm: „. . . Über seinem Helme wölbten sich die weißen Hälse des Wandelburger Doppelschwanes empor, die funkelnden Rubinringe in den Schnäbeln und solche Steine in den Augen, während der goldene Schild die Hombergischen Adler von schwarzem Zobel zeigte. Mit gleichen Schilden war der lange, faltige Waffenrock übersäet . .“ Die kolorierte Tafel bei Zangemeister, die Keller natürlich nicht benutzt haben kann, weil das Werk erst viel später erschien, zeigt deutlich den „Wandelburger Doppelschwan“; daß hier nur der eine Schwan einen goldenen Ring mit roten Steinen zeigt, wird dadurch erklärt, daß der zweite Ring auf dem Original kaum noch einen Schimmer hinterlassen habe und daß man ihn nicht willkürlich ergänzen wollte. Doch zeigt eine andere Tafel, die den Helm besonders darstellt, deutlich zwei Ringe mit je einem roten Stein. Nur daß auch die Augen aus Rubinen bestanden, wie Keller erzählt, wird hier nirgends erwähnt.[1])

Diesen Zweifel benimmt jedoch völlig die kolorierte Tafel, welche der Abhandlung v. Wyß' beigegeben ist, wo die roten Steine in den Augen unverkennbar sind. Hier zeigen auch die vielen kleinen Schilde, mit denen „der lange, faltige Waffenrock“, das Banner und sogar die Pferdedecke „übersäet“ sind, die schwarzen Adler auf Goldgrund; der Ritter aber führt auf diesem Bilde keinen Schild.

Sehr wahrscheinlich ist es ferner, daß Keller bei seiner großen Belesenheit die bei Laßberg und von der Hagen[2]) abgedruckte „Klage um Grav Werner“ gekannt hat, um so mehr, als dort auch der Schild erwähnt wird; der Herausgeber bezog die „Klage“ fälschlich auf den Sohn. In diesem Gedicht treten die Ehre, die Minne und die Mannheit auf, zählen die vor-

[1]) Zangemeister, Helmzierden Tafel X, LX und S. 4; die Abbildung bei Kraus, Miniaturen S. 19, ist nicht koloriert.

[2]) MS. IV. S. 93 f.

trefflichen Eigenschaften des Grafen her und beklagen seinen Tod. In der Klage der Mannheit findet sich auch eine Beschreibung seiner Waffen, so heißt es hier von seinem Schilde:

er was von liehtem golde fin,
daz ich so reht claren schin
von kainer farw nie gesach.
wie daz mir nit myn hertz verjach,
do ich die aren baide
sach uff des goldes haide
hangen gen des schiltes rant.
so swartz wart nie kol noch brant
als sy von zobel waren.[1])

Von seinem Wappenrock heißt es:

sin roß hin vor der bare rait:
dar uff lag ain wappen clait
von gold nach dem schilte sin.[2])

Angenommen, Keller hätte keine Abbildung gekannt, so könnte vielleicht aus dieser Stelle geschlossen werden, daß er bei seiner mangelhaften Kenntnis des Mhd. das Wort „nâch" (nahebei, neben) als „entsprechend" übersetzt hat und so durch einen glücklichen Zufall zur richtigen Darstellung gekommen ist. Immerhin möchte ich eher glauben, Keller habe die Nachbildung bei Wyß gekannt.

Auch der Doppelschwan auf dem Helm wird erwähnt:

nu sint din helse beide
verkeret nach dem laide,
die rotten snebel missevar,
nu warent von rubin gar
din ogen gar durchzieret, . . [3])

Hier werden also die Rubine als Augen der Schwäne ausdrücklich genannt; danach ebenso zwei Ringe, in die Steine gefaßt sind, nur daß hier nicht gesagt wird, daß es Rubine seien:

die zwen ringe goldes rich,
die du in dem snabel trügte,
die sint gar ungefügte:
ir stain hant ir craft verlorn.[4])

[1]) Vers 119—127.
[2]) Vers 137—139.
[3]) Vers 147—151.
[4]) Vers 156—159.

In Kellers Darstellung tritt der Graf ja der Fides mit unreiner Absicht gegenüber; denn er machte nicht „Augen wie einer, der eine Frau sucht, sondern wie einer, dem es um einen geheimen, verwegenen und süßen Frauendienst zu tun ist". Mag diese Darstellung auch unhistorisch sein, da geschichtliche Belege für derartige Neigungen des Grafen fehlen, so entspricht sie immerhin dem Charakter der Zeit; andererseits kann Keller darauf durch Hombergs acht eigene Lieder gekommen sein, deren sechstes sich so auffassen ließ, als sei die von ihm besungene Geliebte eine verheiratete Frau gewesen. Er wirbt um sie in durchaus sinnlicher Leidenschaft und äußert sich rückhaltlos über den Unwürdigen, der sie triuten darf und der doch nicht wert sei, auf Stroh zu liegen. Keller benutzte jedenfalls des Grafen poetische Seite, um ihn zu verdächtigen, er habe schon an mehr als eine Frau Lieder gerichtet und stehe zur Zeit im Geruche, die schöne Fides von Wasserstelz in Minne zu besingen.

Um es noch wahrscheinlicher zu machen, daß Homberg sich unmöglich mit reinen Absichten der Fides nähere, hebt Keller hervor, daß der Graf aus Geldnot „seine glänzende Person in jeder Hinsicht so vorteilhaft als möglich zu verwerten" suchen müsse und schwerlich an eine Heirat mit der unbegüterten Fides denken könne. Dementsprechend lesen wir bei Kopp, daß Homberg zur Zeit seiner Fahrt nach Preußen nur wenig bemittelt war, da er einmal gleich seinem Bruder „das endliche Erbe" von Rapperswyl bei Lebzeiten seiner Mutter nicht antreten konnte, andererseits das Besitztum um die väterliche Stammburg Homberg mit seinem Vetter Hermann teilen mußte.[1])

Zusammenfassend können wir sagen, daß dieser glänzende Ritter dem Dichter nach mehr als einer Richtung einen trefflichen Kontrast zu dem anderen Verehrer der Fides verkörpert, und in der Art, wie er ihn zum Schluß verabschiedet, erkennen wir wieder eine jener drolligen Schnurren Kellers. Jedenfalls wird die gespannte Situation durch das plötzliche Bild des widerwillig badenden Ritters, an dessen Hals sich die häßliche Muhme der Fides klammert, unversehens in Komik aufgelöst.

[1]) Kopp III, 2. S. 226.

Ob dieser Vorgang frei erfunden ist, steht dahin; doch möchte ich auf eine Erzählung Stumpfs verweisen.[1]) Es war eine Überrumpelung Zürichs geplant worden, und ein Teil der Bürger befand sich im geheimen Einverständnis mit dem Feinde, so mit einem Grafen Toggenburg, der sich in die Stadt geschlichen hatte. Dieser dingt in der Nacht einen Fischer, der ihn samt seinem Knechte, einem Bürger und verschiedenen Wertgegenständen zur Stadt hinausrudern soll. Schon ist alles bereit, als dem Fischer von einem Knaben, der gelauscht hat, hinterbracht wird, der Ritter übe Verrat und wolle ihn am Ziel niederstoßen, damit er nicht später gegen ihn zeugen könne. Ruhig, als wäre nichts vorgefallen, unternimmt der Fischer dennoch die Fahrt. Kaum aber sind sie ein Stück hinaus, so stößt er den Kahn um, daß alle drei in ihren schweren Rüstungen ertrinken, während er selbst sich durch Schwimmen rettet und die Bürger zu den Waffen ruft. Vielleicht hat diese Erzählung, die Keller sicherlich kannte, den Anstoß zu seiner ganz anders gewandten spaßigen Darstellung gegeben.

Die übrigen Personen des Manessekreises können wir etwas schneller mustern, weil sie für Kellers Dichtung von geringerer Bedeutung sind.[2])

Neben Heinrich von Klingenberg erwähnt Hadlaub dessen Bruder Albrecht, den Keller nicht nennt.[3]) Er war um 1295 Reichsvogt von Konstanz, kämpfte im Jahre 1298 bei Göllheim auf Seiten Adolfs von Nassau und starb 1324.

Graf Friedrich von Toggenburg ist Friedrich der Ältere, 1292 Hauptmann der Züricher gegen Österreich, der Bruder des Propstes Kraft am Großmünster. Keller nennt ihn mit Recht einen Nachkommen des Minnesängers Kraft von Toggenburg

---

[1]) Chronik, S. 491.

[2]) Für die folgende Darstellung schließe ich mich hauptsächlich an Baechtold, Literaturgesch., S. 165, an. Vergl. noch Bartsch, Minnesänger, S. CLXXXV ff. und Schleicher, S. 10 ff.; den Manessekreis erwähnt auch Joh. Müller S. 277.

[3]) Bartsch, Minnesänger S. 288, Gedicht 2, 60.

und vermutet in diesem keineswegs den gleichzeitig lebenden Propst, zu welcher Annahme Rahn und Schleicher hinneigen.[1])

Der Propst Kraft v. T. stand dem Münster vor von 1309 bis 21 und starb im Jahre 1339.

Herr Rudolf von Landenberg stammte aus dem Thurgau und fiel mit seinem Sohne in der Schlacht bei Morgarten im Jahre 1315. In seiner letzten Lebenszeit scheint er Burgvogt von Kiburg gewesen zu sein.[2])

Als Herren von Tellinkon, dem heutigen Tällikon, erscheinen urkundlich 1243 Eberhard und 1286 Lüdold, der hier in Betracht kommen dürfte. Sie sollen Lehnsleute der Regensberger gewesen sein.

Mit dem von Trôsberc bei Hadlaub ist wahrscheinlich der Ritter Rudolf von Trostberg gemeint, der von 1274 bis 1323 vielfach in Urkunden vorkommt. Keller, der einen Trostberg und einen Troßberg nennt, womit wahrscheinlich aber derselbe gemeint ist, identifiziert ihn nicht wie Schleicher mit dem Minnesänger gleichen Namens, sondern bezeichnet diesen als seinen Vorfahren. Er schließt sich damit an Uhlands Meinung an, der in den Minneliedern des Trostbergers den Ton einer früheren Zeit erkennen will.[3])

Der fromme Regensberger, auch der hochedle oder werte Regensberger von Hadlaub genannt, erscheint zuerst urkundlich zu Zürich am 27. Heumonat 1281; er schloß im Jahre 1297 mit der Stadt ein Bündnis, daß seine Burg den Zürichern „offen Haus sein sollte zu allen ihren Nöten".[4])

---

[1]) Rahn, Studien S. 108; Baechtold, Z. Taschenbuch S. 226; Kopp IV, 1. S. 101 und S. 242; IV, 2. S. 136 wird Graf Friedrich von Toggenburg als Pfleger von Unterwalden, Interlaken, Glarus und Wesen im Jahre 1315 genannt; HMS. IV, S. 53, nennt Friedrich den Sohn des Dichters Kraft; Bartsch, Minnesängr S. 287, Gedicht 2, 45 f.

[2]) Bartsch, Minnesänger S. 288, Gedicht 2, 55.

[3]) Über die drei letzten vergl. Bartsch a. a. O., S. 292, Gedicht 5, 12; über Trostberg Keller, Werke VI, S. 42 und 78; Uhland, Werke V, S. 277, Anm. 2.

[4]) Stumpf, Chronik S. 488; Uhland, Werke V, 277; Kopp II, 1. S. 7; Bartsch a. a. O., S. 287, Gedicht 2, 48; S. 291 f. 5, 1 und 15.

Der Fürst von Einsiedeln ist Abt Heinrich von Güttingen, 1280—1298, oder Joh. I. von Schwanden, 1298—1326.[1]) Der Abt von Petershausen ist Diethelm von Castel, der von 1293 bis 1319 diese Würde innehatte.[2])

Der bei Hadlaub erwähnte Freiherr von Eschenbach ist nach Baechtold nicht etwa der nach 1284 geborene und an der Ermordung König Albrechts beteiligte Freiherr, sondern entweder der jüngere Walther 1270—1306, oder auch Berchtold, der von 1270 an erscheint und wohl 1298 in jungen Jahren auf König Albrechts Seite bei Göllheim fiel.[3])

In Kellers Erzählung dagegen ist es jener Walther von Eschenbach, der an der Ermordung König Albrechts beteiligt war. Wegen häufiger Verwechselungen der gleichnamigen Herren von Eschenbach mag hier eine kurze Genealogie nach Kopp folgen. Ihr Stammherr, ein Walther von Eschenbach um 1180, hinterließ zwei Söhne, Walther und Berchtold, von denen der ältere die Burg Eschenbach, Berchtold die Schnabelburg erbte. Um 1280 siedelten Vertreter der jüngeren Linie aus Geldnot unter dem Namen Schwarzenberg in den Breisgau über. Herr Walther von Eschenbach aber, der zweite dieses Namens, brachte neuen Reichtum zu den alten Stammgütern hinzu. Einer seiner Enkel, der wiederum Walther hieß, verwaltete sorgfältig das Erbe für sich und zwei jüngere Brüder und nahm auch die Schnabelburg von der verschuldeten Linie der Eschenbacher mit deren Verpflichtungen wieder zurück. Er ist zweifellos der für Kellers Darstellung in Betracht kommende Walther von Eschenbach; in Urkunden erscheint er zum ersten Male am 29. Heumonat 1299.[4])

Auch nach Kellers Darstellung ist die Schnabelburg wieder im Besitz des Freiherrn von Eschenbach, der dort Rüdigers Jagdgesellschaft empfängt, und anderwärts heißt es, daß er „westlich und südlich von Zürich viele Herrlichkeit besaß",

[1]) Bartsch a. a. O., S. 287, Gedicht 2, 44.
[2]) Bartsch a. a. O., S. 287, Gedicht 2, 50.
[3]) Bartsch a. a. O., S. 292, Gedicht 5, 11.
[4]) Kopp II, 1. S. 374 ff., S. 379, S. 384.

darunter ausgedehnte Forsten, die teils an den Albisberg grenzten, teils im Sihltale lagen. Dementsprechend schildert Kopp ihren Besitz folgendermaßen: „Die Stammgüter der Freien dieses Namens stießen aufwärts zusammen mit der Herrschaft Rothenburg; abwärts zu beiden Seiten der Reuß erstreckten sie sich links in einzelnem Besitztume durch den Aargau bis Sengen, rechts in größerer Ausdehnung an den Albis, wo auf hoher Spitze über dem Sihlwald die Schnabelburg, ihr Erbe vom Gotteshaus Zürich, sich erhob, und jenseits des Berges zwischen Sihl und See bis in die Nähe der Stadt Zürich."[1])

Auf geschichtlicher Überlieferung beruht auch Kellers Bericht von des Freiherrn späteren Lebensschicksalen, daß er nach Zerstörung seiner Burgen in der Fremde als Hirtenknecht sein Leben 35 Jahre gefristet habe und verschollen in einer Hütte gestorben sei. So berichtet Joh. Müller und fügt hinzu, daß er in den letzten Stunden seinen wahren Stand zu erkennen gab und danach als Freiherr bestattet wurde. Auf diese Weise sühnte er die Schuld, die er als Mitverschworener an des Königs Ermordung trug, wenn er auch selber nicht Hand an ihn gelegt, sondern müßig der Tat zugesehen hatte.[2])

Noch drei Personen führt Keller namentlich auf, als zum Manessekreis gehörig, die Hadlaub nirgends erwähnt: Jakob und Rudolf von Wart und des letzteren junge Braut, Gertrud von Balm. Rudolf von Wart gehörte wie Eschenbach zu den Verschwörern gegen König Albrecht und teilte daher samt seiner Familie das Schicksal der Königsmörder, obwohl es nicht festzustehen scheint, daß er die Tat mitverübt hat. Tschudi erzählt, daß Walter von Casteln, der sich zur Zeit des Überfalls mit König Albrecht im Gespräch befand, auch Rudolf von Wart als Mittäter angegeben habe, obwohl er selber gleich geflohen sei, als Herzog Johann zum Schwerte gegriffen, und also nichts gesehen haben könne. Kopp dagegen behauptet seine Mitschuld.[3])

[1]) Kopp II, 1. S. 374.

[2]) Joh. Müller S. 234 f.; Tschudi, Chronik I, S. 247, berichtet, daß die Burg Eschenbach von Leopold von Österreich zerstört wurde; vgl. auch Kopp II, 1. S. 381 f.; III, 2. S. 401 f., IV, 1. S. 55 und S. 113.

[3]) Tschudi a. a. O., S. 250 f.; Kopp III, 2. S. 401 f. und IV, 1. S. 55.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Auf seiner Flucht wurde Rudolf von einem Spielmann verraten, festgenommen und dem Herzog Leopold ausgeliefert. Auf ein Pferd gebunden, ward er zur Richtstätte geschleppt und mit gebrochenen Gliedern aufs Rad geflochten; drei Tage lang, bis er den Geist aufgab, lag seine Gemahlin betend unter dem Rade. Danach zog Frau Gertrud mit ihren Kindern nach Basel, wo sie ein Leben „gottseliger Zurückgezogenheit" führte; sie hielt sich nachweislich noch um das Jahr 1330 dort auf.[1])

Ihr Schicksal hat Keller, der den tragischen Tod ihres Gatten und ihre eigene Teilnahme an seinen Leiden in der Novelle mitfühlend schildert, auch sonst noch beschäftigt; so erwog er längere Zeit ein historisches Drama „Gertrud von Wart", wogegen jedoch Staatsrat Sulzer in Zürich triftige Bedenken geltend machte.[2])

Nachdem Herzog Leopold die Stammfeste Rudolfs von Wart gebrochen und seine Güter eingezogen hatte, eroberte er auch die Burg Herrn Jakobs von Wart und zerstörte sie völlig; das geschah im Januar 1309.[3])

Jakob von Wart, auch Jakob III. genannt, erscheint urkundlich zuerst am 23. Oktober 1272. Im Jahre 1293 ist er als sehr angesehene Persönlichkeit Obmann zwischen den Herzögen von Österreich und Zürich. Am 6. Oktober 1304 verbürgt er sich für Walther von Eschenbach gegenüber Rüdiger Manesse, einem Sohne des Dichterfreundes. Nach der Ermordung des Königs mußte er in der Fremde weilen. Unwahrscheinlich klingt jedoch, was Tschudi von ihm erzählt, daß er sich gezwungen gesehen, aus Not sein letztes Besitztum zu verkaufen und in einem Bauernhäuslein Wohnung zu nehmen, wo er Mangel gelitten habe bis an seinen Tod. Denn bereits am 14. März

---

[1]) Kopp IV, 1. S. 112; S. 112, Anm. 5 besagt, sie sei eine von der Balm (de Palma) gewesen; „urkundlich vor und nach dem Morde wird sie einfach Gertrud genannt." Ferner V, 2. S. 227.

[2]) Baechtold, Leben I, S. 342.

[3]) Kopp IV, 1. S. 55; Baechtold, i. Z. Taschenbuch, S. 217, hält entgegen der gewöhnlichen Meinung Multberg bei Pfungen für die Burg Rudolfs und die Burg Wart für die Jakobs, weil dieser 1322 im unbestrittenen Besitz der Ruine Wart mit Umgegend ist, während Pfungen ihm noch entzogen wird.

1311 wird er von Einsiedeln zum Schiedsmann gewählt, wozu Kopp bemerkt, dies sei ein erstes Beispiel von Herrn Jakobs unvermindertem Ansehen. Und am 10. März 1321, sowie am 8. August desselben Jahres handelt er als Vogt des jungen Wernher von Homberg. Urkundlich erscheint er zum letzten Male im Jahre 1331.[1])

II. Der Minnesänger Hadlaub und die Pariser Liederhandschrift in Kellers Novelle.

Die historischen Nachrichten über Johannes Hadlaub und seine Familie sind sehr dürftig. Über ihn selber wissen wir nur, daß er am 4. Januar 1302 ein Haus am Neumarkte in Zürich gekauft hat, aber nicht einmal, wann er geboren und wann er gestorben ist; nur den Todestag, den 16. März, überliefert ein Anniversar des Züricher Großmünsters: „XVII. Kal. April Johannes dictus Hadloup obiit." Sicher ist nur, daß alle Einträge dieses Jahrzeitenbuchs vor 1340 geschrieben sind.

Neben Johannes kommen urkundlich noch Peter, Adelheid und Anna Hadlaub vor, von denen aber auch nur sehr wenig bekannt ist. Peter Hadlaub erscheint in den Jahren 1310 und 11 als Bürger in Zürich; auch er besaß ein Haus am neuen Markte, vielleicht eben das von Johannes — seinem Vater oder Bruder? — gekaufte; doch läßt sich hierüber ebensowenig etwas ausmachen, wie wir mit Sicherheit sagen können, ob Anna und Adelheid mit Johannes verwandt gewesen sind.[2])

Was wir von dem Minnesänger sonst wissen, hat er uns selber in seinen Liedern mitgeteilt, die sich durch eine solche „Fülle lebensvoller individueller Züge" auszeichnen, daß sie dadurch zur Nachdichtung seiner Lebensgeschichte förmlich einluden. Dieser Aufforderung ist nun Keller in so kunstvoller und überzeugender Weise gerecht geworden, daß man am liebsten,

[1]) Baechtold, i. Z. Taschenbuch S. 215; Tschudi a. a. O., S. 296; Kopp IV, 1. S. 244. Techen, die Lieder Jakobs von Warte (Gött. 1886) begrenzt seine Lebenszeit 1268—1323.

[2]) Baechtold, i. Z. Taschenbuch S. 227 und Literaturgesch. S. 164; Schleicher S. 5 f.; Uhland, Werke V, S. 274; Horner, i. d. Alpenrosen, S. 254; Ettmüller, Hadlaub S. VI.

wie es auch Baechtold ausspricht, glauben möchte, was uns die Novelle erzählt: der junge Hadlaub sei von Konrad von Mure in die Schule genommen, von den Manessen, dem Bischof Heinrich von Klingenberg oder dem Regensberger als Schreiber beschäftigt worden und schließlich über dem Abschreiben alter Minnelieder selbst zum Dichter erwacht.

Damit ist der Verlauf der Handlung bereits als ein Entwickelungsgang gekennzeichnet, und er wird es noch mehr, wenn man als den wahren Grund zum neuen Erwachen des Minnesanges in Hadlaubs Brust seine Neigung zu der schönen und hochstehenden Fides anerkennen will. Anfangs unklar in seinen Vorstellungen und Wünschen, mattherzig und unsicher in seiner Lyrik, reift er allmählich durch die Macht wahrer Liebe und durch die erzieherische Kraft der eigenen Erlebnisse zum festen, zielbewußten Manne. So lauscht auch Fides, die errungene Geliebte, entzückt und mit innerer Genugtuung den begeisterten Worten Hadlaubs; „denn sie klangen mit volltönender sicherer Stimme wie aus einer anderen als der bisherigen Brust, wie wenn sie wirklich aus Panzer, Schild und Helm hervorschallte, wie von der Mauerzinne einer festen Stadt herunter."

Nebenher geht ein anderer psychologischer Prozeß; die allgemach, doch unaufhaltsam wachsende Liebe der jungen Fides scheucht den Schatten der Trauer um den Makel ihrer Geburt von ihrem schönen Antlitz, macht sie wieder froh und verleiht ihr die ruhige Sicherheit und überlegene Kraft, ihre Wahl gegen jedermann zu behaupten.

Hadlaub ist der Sänger des scheidenden Minnesanges, der in des Dichters klarer Seele noch einmal sein freundliches Licht spiegelt, wie Uhland so schön am Schlusse seiner Abhandlung sagt. Nach der Bezeichnung „Meister" zu urteilen, war der Sänger bürgerlicher Abkunft; auch weisen vier seiner Lieder auf städtische und bürgerliche Umgebung: die Hausfrage, die im Baumgarten wandelnden Frauen, die sich züchtig schämen, wenn sie von jungen Männern angeschaut werden, der Gang vor die Stadt und die nächtliche Zusammenkunft.

Der Grundzug seines Wesens zeigt sich wohl am deutlichsten in den Minneliedern; er war eine schüchterne, gefühlvolle, ja sentimentale Natur. Eben diese Züge kennzeichnen sein Verhältnis zu der angebeteten Dame. Er bleibt ihr treu trotz aller Zurückweisungen und nimmt jede Schuld an dem Unglück seiner Werbung geduldig auf sich, ohne den geringsten Tadel für die Geliebte. Höchstens beschuldigt er die Minne, ihn allein bezwungen zu haben, anstatt auch den Gegenstand seiner Neigung mit gleicher Leidenschaft für ihn zu erfüllen.

Den Minnesang beschließend war er ein Nachdichter vieler Vorgänger, deren gesammelte Lieder ihn anregten. Aber vergebens eiferte er den Sängern der Vorzeit nach; in dem Bestreben, alle möglichen schon früher behandelten Stoffe noch einmal dichterisch zu gestalten, griff er, wie es Epigonen gewöhnlich tun, eher die Schwächen als die Vorzüge auf und vergröberte und erweiterte unnötig gegebene Themata. Ein treffendes Beispiel zeigen seine Herbstlieder nach dem Vorbild Steinmars; ihm entlehnt er nur die groben Züge, die seine Schilderung der Tafelfreuden des Herbstes weit übertrifft, während er in Verkennung der Absicht Steinmars, den Minnesang durch das Herbstlied zu verspotten, aller humoristischen Wirkung verlustig geht.

An eben diesen Dichter lehnt er sich an, wenn er das unruhige Herz eines Liebhabers mit einem im Sacke zappelnden Schwein vergleicht. Doch an Heinrich von Morungen erinnert die Wendung: man würde die Geliebte in seinem Herzen finden, wenn man ihm die Brust aufbräche, ebenso das Erstarren vor Angst und Wonne bei ihrem Anblick. Die im Klee wandelnde Frau besingt er nach Kristan von Hamle, und Walthers Lied vom Rosenbett unter der Linde hat er zweimal variiert und erweitert. Seine Erntelieder endlich, auch das Gedicht vom Streite der Dörper erinnern an Neidharts Weise; die Idylle „mit eigentümlich schweizerischer Farbengebung", wie Uhland hervorhebt, entbehrt aber wohl des absichtlichen Hohnes, wie ihn Neidhart den Bauern gegenüber hervorzukehren liebt, und beruht wahrscheinlich auf einem Erlebnis Hadlaubs, worauf ja auch die Eingangsworte hinweisen.

Der Kellersche Hadlaub, der keine Ursache zu Tageliedern hat und solche doch in seiner Torheit singt, der ebenso aus verschmähter Neigung seine Zuflucht zu mehr als derben Erntliedern nimmt, entspricht dem eben entworfenen Charakterbilde vollkommen; nur daß er dort aus dem unsicher tastenden Jüngling zum Manne heranreift, dessen Sehnen in Erfüllung geht, und dessen geklärtes Urteil ihn seine „ganze Singerei" tief unter der Kunst früherer Minnesänger erkennen läßt. Gewiß nicht ohne Einfluß auf Kellers Darstellung blieb Uhlands Abhandlung, die dem Züricher bekannt war: und sicher war es kein rohes Gemüt, dem ein so zartes Gedicht gelang wie das: „Ich sah sie herzen ein Kindlein . . ."[1])

Das gegebene Thema der Liebe, das fast alle Lieder Hadlaubs durchzieht, ohne daß er uns den Ausgang seiner lange vergeblichen Werbung mitteilt, ist der Kern der Kellerschen Novelle. In ihre organisch verlaufende Entwickelung fügen sich geschichtliche Begebenheiten zwanglos ein, um selbst in Handlung umgesetzt, wie der Aufenthalt König Albrechts in Zürich, die Handlung der Novelle zu fördern, oder auch zurückgreifend, wie die Erinnerung an die Schlacht auf dem Marchfelde, die Stimmung zu heben und das Gesamtbild zu ergänzen. Der vordeutende Hinweis auf den Königsmord endlich zeigt uns zum Kontrast den dunklen Hintergrund eines sonnenbestrahlten kurzen Glückes. Sogar Minnesänger der Pariser Handschrift und ihre Lieder treten in die Handlung ein, und das wertvolle literarische Denkmal selber wird uns in seiner Entstehung vorgeführt. Der Schluß endlich klingt harmonisch aus in der Vereinigung des Liebespaares.

Von Hadlaubs Jugendliebe erzählen die ersten Verse des zweiten Liedes:

Ich diene sit daz wir beidiu waren kint:
diu jar mir sint gar swer gesin,
wan si wag so ringe minen dieneſt ie,
sin wolte nie geruochen min.[2])

[1]) Wackernagel, Verdienste, S. 14, nennt ihn einen „bei aller Künstelei rohen Poeten". Über die Art, wie sich Keller mit dieser scheinbaren Gegensätzlichkeit abgefunden, s. unten.

[2]) Bodmer, Minnesinger II, 186[1]. HMS. II, 279[1].

Diese wenigen Worte haben Keller den Anstoß zur schönen Idylle oben auf dem Zürichberg beim Bauer Ruoff gegeben. Dorthin verlegt er Hadlaubs Heimat und macht ihn so zum Bauernsohn.[1])

Der schöpferischen Phantasie des Dichters gelang es, den geringen Stoff, den diese vier Verse boten, in Leben und Bewegung umzusetzen, um den rechten Anfang zu finden für ein Liebesverhältnis, das längere Zeit hindurch als einseitiges, vergebliches Werben erscheinen sollte. So gibt er hier schon ein psychologisches Spiel und Gegenspiel, das sich später wiederholt, nur in anderen Formen, dem vorgeschrittenen Alter der Beteiligten entsprechend, und die Art der Gegenüberstellung muß im Hinblick auf die späteren Begegnungen durchaus als typisch erscheinen.

Hier an den Hängen des Zürichberges „dient" Johannes zum ersten Male dem kleinen Fräulein, aber schon jetzt ohne Dank; denn das Herrenkind sieht seinen Dienst als selbstverständlich an und befiehlt ihm einfach, ins Wasser zu steigen und sie ans Ufer zu tragen. Bei ihm jedoch zeigt sich bereits die erwachende Neigung, als er sich in der Frage um seinen Beruf unbedenklich für die Klosterschule entscheidet, weil er vermutet, daß in ihr „solche kleine Dämchen säßen, wie der Chorherr eins zur Probe mitgebracht habe", das ihm sehr wohl gefiel. Noch deutlicher tritt sie hervor, wenn er den beiden zaghaft nachschleicht und erst dann traurig heimkehrt, als er unversehens den Blick der zurückschauenden Fides so fremd und stolz wie im Anfang ihrer Bekanntschaft auf sich ruhen fühlt.

Die Exposition wird in diesem ersten Teile der Novelle dadurch vervollständigt, daß neben dem Hauptzuge ein anderer gleich wichtiger bereits hier angedeutet und in die Wege geleitet wird: Hadlaubs künftiger Beruf. Auch hier hat es Keller an feiner psychologischer Motivierung nicht fehlen lassen. Der Kantor versteht es, sowohl den Namen Johannes, der dem Sohne zu-

[1]) Kundiger als im ersten Rundschau-Druck sind jetzt die Bezeichnungen „Herr" und „Meister" angebracht, was vielleicht auf den Einfluß des befreundeten Baechtold zurückzuführen ist. Köster, Briefwechsel S. 18.

teil geworden, ohne daß der Vater, wie er ärgerlich erklärt, weiß, wie es eigentlich zugegangen, als auch die zarte Gestalt des Knaben geschickt gegen die Ansichten des Vaters auszuspielen, um die Eltern zu belehren, daß hier eine weislich waltende Vorsehung den Menschen in solchen äußeren Merkmalen einen Fingerzeig gegeben habe, daß aus solchem zarten Pflänzlein ein Pfaffe oder Magister statt eines Pflugführers oder Speerträgers werden solle.

Der Aufbau der Novelle ist gegenüber anderen, etwa dem „Landvogt von Greifensee", lässig;[1]) so überspringt der Dichter hier ohne weiteres einen Zeitraum von acht Jahren, während dessen wir von der Entwickelung des Helden nicht das geringste erfahren. Danach finden wir ihn in Konrads Schule wieder, wo er auch nach des greisen Kantors Tode noch verbleibt, ohne sich jedoch für den geistlichen Stand zu rüsten. Vielmehr benutzt er mit Vorteil seine Kenntnisse zur Erlernung weltlicher Geschäfte, zu denen er von verschiedenen Herren in Anspruch genommen wird, so von dem jüngeren Regensberg „bei Ordnung seiner schwankenden Verhältnisse".

Darüber erfahren wir von Kopp folgendes. Lütold, wie er hier genannt wird, stammte aus einem wohlhabenden Geschlecht und war der Sohn eines Freien Ulrich von Regensberg, der noch vor 1280 starb. Um die Erbansprüche seiner Mutter zu befriedigen, mußte er viel Besitztum verkaufen; diese Ansprüche werden sogar noch im Jahre 1300 geltend gemacht. Er saß auf Regensberg oder hielt sich zu Zürich auf und ward zum Unterschiede von seinem Oheim und dessen Sohne der Jüngere genannt. Uhland vermutet, daß Hadlaub in näherem Verhältnis zu dem Regensberger gestanden habe und vielleicht sein Schreiber gewesen sei.[2])

Diese Vermutung Uhlands brachte Keller wahrscheinlich dazu, Johannes in die angedeutete Beziehung zum Regensberger zu setzen, wie überhaupt Uhlands Darstellung, der Hadlaubs Lieder in fast zusammenhängender erzählender Form wiedergibt,

[1]) Näheres hierüber s. unten.

[2]) Kopp II, 1. S. 357 und S. 360 f.; Uhland, Werke V, S. 277.

sicherlich Kellers Phantasie stärker angeregt hat als die Vorlage selber, die ihm sprachlich immerhin große Schwierigkeiten entgegensetzen mußte.

Einen bedeutenden Schritt vorwärts macht die Dichtung, indem Hadlaub durch den Kustos Johannes Manesse an den Hof Rüdigers gebracht wird, wo er die Zuneigung des Ritters durch sein Geschick im Kopieren von Handschriften und im Vortrag von Minneliedern gewinnt; so dient er fortan dem eifrigen Sammler alter und neuer Lieder, erweitert dadurch seinen eigenen Gesichtskreis, bereichert seine Kenntnisse und entdeckt dabei den Liederquell in der eigenen Brust.

Wenn Keller nur diese beiden Personen der Familie Manesse, abgesehen von der Hausfrau, handelnd auftreten läßt, so geht diese Auswahl sicherlich auf Hadlaubs eigene Lieder zurück; denn nur dem Ritter Rüdiger und seinem Sohne, dem Kustos, hat der Minnesänger in einem dreistrophigen Liede ein besonderes Denkmal gesetzt. Das Gedicht beginnt:

Wa vunde man sament so manig liet?
man vunde ir niet in dem kiunigriche,
als in Zürich an buochen stat.[1])

Er rühmt die beiden Manesse der edlen Gesinnung wegen, auf die ihre Frauenverehrung und somit ihre Vorliebe für die Minnelieder zurückzuführen sei. Diese Wendung führt ihn auch hier auf das eigentliche Thema des Minnesangs, womit er das Lied ausklingen läßt, auf das Lob der Frauenschönheit, ohne die es keine Lebensfreude gäbe; denn

was were diu welt, weren wib nicht so schoene?

So haben zwei Lieder dem Novellisten zur Einleitung der Hauptgeschichte gedient.

Ferner ergab ein Gedicht den Stoff für die anmutige Szene, wie des Johannes lange verhaltene Leidenschaft endlich zum Ausbruch kommt und er selbst die Initiative ergreift, um eine Verständigung mit der Geliebten herbeizuführen.[2]) Die erste Strophe des ziemlich langen Gedichtes erzählt von seiner

---

[1]) Bodmer, Minnesinger II, 187[1]. HMS. II, 280[2].
[2]) a. a. O. II, 185[2] f. HMS. II, 278.

großen Sehnsucht und dem Bestreben, sich der Geliebten zu entdecken. Zu diesem Zwecke schleicht er ihr nach, als sie von der Frühmesse kommt, und heftet ihr mit einer Angel einen Brief „von sender klage" an das Gewand. In der zweiten berichtet er, daß die Jungfrau sich sehr gefürchtet und wohl gedacht habe: „ist daz ein tobic man?"; trotzdem aber schwieg sie, um nicht Aufsehen zu erregen, und er fügt hinzu, er sei nur deswegen so ungestüm gewesen, damit die Jungfrau möglichst schnell und ungesehen mit dem Briefe nach Hause käme.

Keller hat manches seinen Zwecken entsprechend geändert; so paßte zu seinem ernsten stolzen Fräulein nicht der Zug, daß sie ängstlich davoneilte. Er läßt sie vielmehr furchtlos stillstehen und dem verdutzten Pilger fest in die Augen schauen. Das Hündlein, das Kellers Fräulein auf dem Arm trägt und das die Annäherung des Mannes durch heftiges Bellen anzeigt, wird in Hadlaubs Gedicht nirgends erwähnt, findet sich aber auf der Darstellung des Doppelbildes, das seinen Gedichten in der Pariser Handschrift beigegeben ist und das Keller wohl aus der Reproduktion in Ettmüllers großer Hadlaubausgabe kannte.[1]) Hier ist auch Hadlaubs Wappen abgebildet; ohne Helm, vielleicht, um seine bürgerliche Abkunft anzudeuten. Das Tier auf dem Wappenschilde ist wohl als Eichhorn anzusprechen und nicht, wie Ettmüller will, als Wolf.[2])

Äußere Umstände hat Keller geändert oder weiter ausgesponnen: so Hadlaubs Gang zum Münster, wobei er sich fast verspätet; ebenso, daß er Fides neben der Prälatin sieht. Entsprechend der Schilderung im Liede läßt Keller ihn den Brief anheften, als die Jungfrau von dem Münster kommt, während man aus der erwähnten Abbildung das Umgekehrte schließen muß. Auf dieser trägt sie im rechten Arm das Hündlein, das nach rückwärts zu kläffen scheint, während sie mit der linken

[1]) Vergl. die Reproduktion bei Baechtold, Z. Taschenbuch S. 228 und neuerdings bei Stoeßl S. 44.

[2]) Ettmüller, Hadlaub S. VI, Anm.; Uhland, Werke V, S. 277, Anm. 3; Baechtold, Literaturgesch. S. 165. Ettmüllers Deutung des -loub in Hadlaub als loup, lupus trifft ebensowenig zu wie Kellers Erklärung als Gehölz. Eher dürfte es zu deuten sein auf die in lieb, Glauben u. ä. vertretene Wortfamilie (Förstemann I, S. 1014).

Hand die Tür zum Münster öffnet, blickt sie zurück nach dem hinter ihr stehenden Pilger, der im Begriff ist, einen unförmigen Brief an ihren Mantel zu heften. Das Grauwerk des Überwurfes, wie Keller es beschreibt, ist deutlich zu erkennen, ebenso der große schwarze Schleier, der hier jedoch das Gesicht und die Vorderseite freiläßt. Oben sieht man den Türmer, der noch die Glocke zieht, was also gleichfalls auf die Zeit vor Beginn des Gottesdienstes deutet.[1])

Von der Wirkung seines Liebesliedes erfuhr Hadlaub nichts; und doch maß er ihm so viel Wichtigkeit bei, daß er nach Kellers Ausdruck mit seiner Liebeserklärung einen ganzen Sternenhimmel bei sich zu tragen vermeinte. Davon erzählt uns die dritte Strophe:

Wie si im do tete
des wart mir nit geseit,
ob si in hinwurfe ald hete:
das tuot mir sende leit.
las si in mit sinne,
so vant si seligheit,
tiefe rede von der minne,
was not min herze treit.

Schön faßt Keller diese Ungewißheit Hadlaubs in die Worte zusammen: „Es war ihm so wunderlich zu Mut, wie einem, der kein Echo hat, dem der Wald nicht wiedertönt, was er hineinruft."

---

[1]) Vergl. Rahn, Studien S. 80. Die von ihm beschriebene Radierung scheint mir ganz mit dem bei Horner, i. d. Alpenrosen S. 260 dargebotenen Kupferstich übereinzustimmen, der nach der „Zeichnung" in der Pariser Handschrift gefertigt sei und das Wesentliche jenes Bildes, Stellung, Ausdruck und Kostüm der Figuren wiedergebe; nur die Proportion und die Zeichnung sei berichtigt und statt des armseligen Türmchens das schöne Portal der Großmünsterkirche in Zürich hinzugefügt worden. Von einer „getreulichen" Wiedergabe kann jedoch nicht die Rede sein; vielmehr ist die Handlung festgehalten, wie sie das Gedicht beschreibt; daher haben die Personen hier ihre Plätze gewechselt. Der Pilger erscheint überdies in reiferen Jahren mit einem stattlichen Vollbarte, während das Original nur einen kleinen Spitzbart aufweist. Die Kleidung der Dame ist vornehmer gehalten und kunstgerechter ausgeführt. Vergl. auch Kraus, Miniaturen S. 125.

Die übrigen Strophen dieſes Gedichtes hat Keller nicht weiter ausgebeutet. Aber er weiß uns von dem Liede zu berichten, das Hadlaub der vom Münſter heimkehrenden Fides ans Gewand heftete, während der Dichter ſelbſt hiervon nichts überliefert. Die erſte Strophe des von Keller mit glücklichem Griff gewählten Gedichtes hat folgenden Wortlaut:

Ich waere gerne vro:
nu mags niht, leider, ſin
ich minne gar ze ho:
ſi wil niht ruochen min;
da von ich herzenſere
vil ſtaete haben muoz,
mir wart ir nie niht mere,
wan vremdeklich ir gruoz.[1])

Keller hat jedoch nicht einwandfrei übertragen; ſo heißt es bei ihm: „nun kann's nicht ſchlimmer ſein", anſtatt: „nun kann's nicht, leider, ſein". Ebenſo ſchief iſt der vorletzte Vers übertragen, dem Keller mehr aus Reimnot, als aus Unkenntnis die Form gegeben hat: „mir ward ihr keine Märe", anſtatt: „mir ward von ihr nie mehr", nämlich „zu teil als" u. ſ. w.

Dieſes Lied läßt Keller ſpäter den Johannes, ohne daß er es weiß, ſeiner Geliebten vorſingen, die ſich mit Geſpielinnen am Fuße der Biberlingsburg vergnügt. Geſchickt knüpft Keller hier an ein anderes Hadlaubſches Gedicht an: die Begegnung vor der Stadt.

Da erzählt Hadlaub, wie er einen Gang vor die Stadt unternahm, ſo von ungefähr: ſeine Gedanken weilten in Liebe bei ihr. Da plötzlich ſieht er ſie in der Ferne, umgeben von anderen Frauen; er verſucht, ſich ihr zu nähern, aber ſie weicht ihm aus. So weit der Inhalt der erſten Strophe. Die dritte erzählt, wie er der Geliebten, vielleicht auf demſelben Spaziergange, allein begegnet. Doch ihre Nähe machte ihn hilflos: „ich irſchrak von minnen, in mochte hin noch dan." Er ſchwieg: „ich ſachs echt an"; ihr Anblick wenigſtens entſchädigte ihn dafür, daß ſie ihn nicht grüßte. Ihre Schön-

[1]) Kellers Vorlage war HMS. II, 294[2] oder Ettmüller, S. 22, XXXIV (die kleine Differenz der beiden Ausgaben geſtattet keine ſichere Entſcheidung); bei Bodmer fehlt es.

heit, so behauptet er, und ihre Mißachtung brachten ihn so außer Fassung, daß er keine Worte fand.[1])

Hier finden wir den von Keller auch für die früheren Begegnungen verwendeten charakteristischen Zug: sprachloses Staunen und das Gefühl der Beschämung oder Zurücksetzung; aber Keller gibt ihn jetzt in wesentlich veränderter Form: das Erstaunen ist zum Entzücken gesteigert. Und wie fein verwendet er diese von der Quelle gegebenen Motive! Wenn Fides bei ihm fortläuft, so geschieht es nicht, wie vielleicht in der Wirklichkeit, um einem Aufdringlichen oder als lästig Empfundenen aus dem Wege zu gehen. Sie hat Hadlaubs Brief gelesen und geheim gehalten, und infolge dieses gemeinsamen Geheimnisses, auch wenn er davon nichts wissen könnte, fühlt sie in ihrem Innern einen gewissen Zwiespalt; sie ist uneins mit sich selber und flieht bei seiner Annäherung so weit wie möglich, um sich den Gespielinnen nicht zu verraten. Und wie stark arbeitet Keller die leidenschaftliche Erregung Hadlaubs heraus: „Johannes ging aber immer zu in seinem Schrecken und schaute unverwandt auf die Erscheinung." Wie er selbst sagt: „Ich sah sie nur an". Sein ganzes Empfinden geht in dieser Tätigkeit des Anschauens auf, er ist zu nichts weiter fähig als zu sehen, und wie bei einer krankhaften Erstarrung des äußeren Körpers das innere Empfinden umsomehr gesteigert und fähig sein soll, das Geringste mit größter Schärfe und Genauigkeit aufzunehmen, entgeht auch ihm nichts von ihrer Erscheinung. Alles sah er genau, „aber in bewußtlosem Zustande".

So geht es auch hier nicht ohne eine gewisse Unschicklichkeit ab; doch zur Motivierung soll diesmal bei dem fast Erwachsenen das bloße Anstaunen, wenn es hier auch das des Entzückens ist, nicht allein herhalten; es kommt die Sprödigkeit der Jungfrau ihm zu Hilfe, die im inneren Kampfe mit sich selbst begriffen auch ihrerseits die Form nicht zu wahren vermag. Aber wie treffend versteht Keller auch hier den Unterschied zwischen beiden hervorzukehren und die Jungfrau immer noch als die kühler

[1]) Bodmer, Minnesinger II, 197[1].

auffassende, stolze und von der Leidenschaft noch viel weniger ergriffene hinzustellen: „Er konnte freilich nicht sehen, wie ein fast fröhliches Erröten ihre ernsten Züge ein weniges belebte und der geschlossene Mund mit einem leisen Lächeln halb sich öffnete, als sie vorbei war und mit unwillkürlich beschleunigten Schritten die Gespielinnen aufsuchte."

Es ist nicht bloß eine gewisse Schadenfreude über den unbeholfenen Liebhaber, sondern weit mehr noch ein inneres freudiges Erröten über das gleiche Empfinden, sich selber scheu ertappt zu haben über dem gleichen Geheimnis, kurz gesagt: das beglückende Bewußtsein der gegenseitigen Liebe.

War nun auch das letzte wichtige Ereignis ziemlich resultatlos für Hadlaub verlaufen, so war es doch, wie Keller erzählt, ganz danach angetan, seine Minnetaten neu in Fluß zu bringen. So dichtete er, wie es seine Lieder noch heute zeigen, und wie Keller es so hübsch und treffend ausdrückt: „je nach der Gunst des Augenblicks und dem mehr oder weniger sichtbaren Segen Gottes gefühlvoll und originell oder ein wenig jugendlich langweilig oder unbedacht nachahmerisch, leidenschaftlich oder pedantisch", und wurde nicht müde, die hartnäckig verehrte Geliebte mit allen Jahreszeiten zugleich zu besingen.

Aber nicht alle gönnten ihm sein bescheidenes Glück, und vor allen war es, nach Keller, die treffliche Ehewirtin des Ritters, die von Hadlaubs Werbung durchaus nichts wissen wollte und eifrig nach seinen Liedern fahndete. Doch all ihre Mühe blieb umsonst, bis ihr endlich eines und nicht gerade ein sehr schmeichelhaftes für sie selbst in die Hände fiel. Denn Hadlaub machte in herkömmlicher Weise seinem Unwillen gegen die Hüter und Merker Luft: „Daß sie verflucht seien mit ihren langen Zungen und mit ihrem verborgenen Schleichen! Sie schielen umher, wie die Katze nach der Maus, der Teufel soll ihrer aller Pfleger sein und ihnen die Augen ausbrechen!"

Nun scheint der wirkliche Hadlaub allerdings vielfach Grund zu derartigen Verwünschungen gehabt zu haben, da er sich wiederholt über die Aufpasser beklagt, so am Schlusse jenes

Liedes, das die von Keller zitierten Worte in der letzten Strophe enthält:

Waz ich dur die merker und durch huote lan,
daz ich nit gan so dike vür si!
daz si sin verfluocht! ir zungen sint so lang,
ir heler gang ist tugende fri.
si sehent umb sam diu katze nah der mus.
daz der tievel muesse ir aller pfleger sin
und brechen in ir ougen us![1])

Doch andere vornehme Damen und Herren, die Hadlaub in seinem Gedicht namentlich aufführt,[2]) begünstigten ihn, und Keller hebt hervor, daß absichtlich sein Minnewerben offenkundig gemacht und der Name der Herrin nicht verschwiegen wurde, um dadurch zu zeigen, alles sei nur ein Spiel, das so das Gemeingut eines weiteren Kreises ward. Tatsächlich aber wurde ihr Name, wie es üblich war, in den Liedern wenigstens verschwiegen; Horner vermutet, daß die besungene Herrin „eine nahe Verwandte, vielleicht eine Schwester des Grafen von Regensberg gewesen sei."[3])

Wollte man für diese Vermutung Gründe anführen, so wären es die, daß sich der Regensberger Freiherr allerdings am stärksten für Hadlaub ins Zeug legte, vielleicht auch nach des Dichters Meinung den größten Einfluß auf die Jungfrau hätte geltend machen können, da es einmal ausdrücklich heißt, er habe auf Hadlaubs besonderen Wunsch einer Begegnung beigewohnt.

Bald dieser, bald jener Hochstehende, so erzählt Keller, habe sie geplagt, einen widerwilligen „Gruß an ihren Diener" aufzutragen oder zu gestatten; aber als man ihn ins Haus lockte und ihn unversehens vor ihre Augen bringen wollte, schloß sie sich trotzig ein.

Auch diesen Vorgang berichtet uns Hadlaub selber.[4]) Eben der „vil edele Reginsberger" bat sie, dem Dichter gnädig zu sein und selber zu ihm zu sprechen „got grüsse min diener"; das gelobte sie ihm auch „mit ir wissen hende in sin hant" in

[1]) Bodmer, Minnesinger II, 187[2]. HMS. II, 281[2].
[2]) Bodmer, Minnesinger II, 186[2]. HMS. II, 279[2].
[3]) i. d. Alpenrosen S. 256.
[4]) Bodmer, Minnesinger II, 196[2] f. HMS. II, 308[1].

Gegenwart edler Frauen und Herren. Als aber Hadlaub von dem Regensberger benachrichtigt herbeikam, schloß sie sich „in ein stuben" und ließ sich trotz der vielen Bitten edler Frauen und Herren nicht bewegen, hervorzukommen. Keller setzt aber, der weiteren Entwickelung seiner Novelle entsprechend, die Begründung hinzu: „da sie weder sich, noch ihn solchem Spiele preisgeben wollte".

Den Stoff zu der Bekränzungsszene hat Keller gleichfalls einem Gedichte Hadlaubs entnommen, wo der Minnesänger eine ähnliche Situation beschreibt. Freilich handelt es sich dort nicht um die Beförderung zum Meister und um die Krönung durch die Geliebte, sondern um eine Zusammenkunft, die „erbarmde herren" herbeiführten, weil sie erfuhren, daß Hadlaub seine Geliebte noch nie gesprochen habe.

Wie sie ihn sah, erzählt Hadlaub, wandte sie sich augenblicklich von ihm ab; da überwand ihn der Schmerz, und er fiel hin. Die Herren hoben ihn auf, führten ihn zu ihrem Sitz, legten ihre Hand in seine Hand; und sogleich ward ihm besser. Aber er lag noch vor ihr wie ein toter Mann; darüber erschrak die Jungfrau und redete ihm freundlich zu, weil sie fürchtete, daß ihr schuld gegeben würde, wenn ihm etwas zustieße. Selig lag er vor ihr, und seine Arme ruhten in ihrem Schoß. In seinem Glücksrausche hielt er aber ihre Hand so fest, daß sie, vielleicht vor Schmerz, ihn in die Hand biß. Hadlaub versichert aber, daß es ihm durchaus nicht weh tat; denn ihr Beißen war „so zartlich wiplich sin", und er bedauerte nur, daß es „so schier zergangen was." Als man sie nun bat, ihm etwas zum Andenken zu geben, was sie lange bei sich getragen habe, warf sie ihm ihr „nadelbein" hin, das er eiligst zu sich steckte. Aber man nahm es ihm wieder und gab es ihr zurück, damit sie es ihm „lieplich bot". Noch in der Erinnerung ist er entzückt darüber, daß er ihre Hand in seinen Händen hielt, ihre süße Stimme hören und ihren Mund sehen durfte:

ir wengel rosenvar,
ir ougen klar, ir keln wiz,
ir wiplich zucht, ir hende wis als der sne.[1])

[1]) Bodmer, Minnesinger II, 187[1]; auch II, 194[1]. HMS. II, 280[1].

Meisterhaft hat Keller diese dankbaren Züge verwertet, immer im Hinblick auf seinen besonderen Zweck. Er will Fides sogleich entfliehen lassen, als sie die Absicht Rüdigers und ihrer Eltern bemerkt, um sich und Hadlaub, wie er schon früher hervorgehoben, nicht solchem Spiele auszusetzen. Als sie dennoch festgehalten die ihr zugedachte Rolle spielen muß, läßt der Dichter auch sie in eine Art Taumel sinken, während ihre Hand in der des Johannes ruht, und erst durch das Beifallsgeräusch der Umstehenden wieder daraus erwachen. Ja es zog unwiderstehlich ein Hauch des Glückes in ihre Seele und ein liebliches Lächeln trat auf ihre Lippen, wie sie Johannes so selig und ganz verklärt vor sich auf den Knieen liegen sah. Und als sie dann, ihrer Vergessenheit entrissen, ihn plötzlich in die Hand beißt, geschieht es nicht, wie man nach dem Gedicht vermuten könnte, aus Schmerz über den starken Druck, sondern weil ihr das Peinliche ihrer Lage zum Bewußtsein kommt und sie sich unter allen Umständen daraus befreien möchte, während der wonnetrunkene Johannes nichts von ihrem Bestreben merkt und ihre Hand nur um so fester hält.

Rückblickend sehen wir an Hadlaub das zuerst kindliche Staunen und spätere sprachlose Entzücken hier in der höchsten Steigerung; denn die unbefriedigte Leidenschaft droht ihn jetzt, wo ein unverhofftes Glück über ihn hereinbricht, völlig niederzuwerfen. Doch auch bei Fides erscheint der frühere Zustand innerer Unsicherheit und Befangenheit hier in veränderter, gesteigerter Form; die Unsicherheit ist einem inneren Bewußtwerden, einem Erwachen des eigenen Willens gewichen, während die frühere Befangenheit in ein seliges Selbstvergessen aufgeht. Auch ist es folgerecht, daß ein gewisses Ungeschick des verworrenen Hadlaub, das Festhalten ihrer Hand, Fides zu einer Unhöflichkeit, dem Handbiß, zwingt.

Das Geschenk, das sie dem „so löblichen Gesellen" auf Wunsch ihres Vaters macht, erhält bei Keller ebenfalls eine tiefere Bedeutung; denn das Nadelbein ist ein altes Andenken, das ein Vorfahr übers Meer gebracht, und das sie seit der

Kindheit bei sich getragen hat, weshalb ihre Mutter, die Äbtissin, sehr verwundert ist, daß sie ihm gerade dieses gegeben.[1])

Sehr geschickt hat Keller Gedanken und Wendungen aus anderen Gedichten Hadlaubs in die Handlung verflochten. Der zaghafte Meister, der nach Kellers hübsch erfundener Kontrastszene vor wenigen Tagen dem bösen Kaiser ins Gesicht gelacht,[2]) findet jetzt kaum Kraft, vor seiner „reinen, süßen, seldenreichen, minniglichen Frau" zu knieen, von der er sonst sogar schon kühn gesungen, wie er mit ihr ringen und sie auf ein Bett von Blumen hinwerfen würde, wenn er sie nur dort hätte. Es sind zwei Gedichte, in denen Hadlaub unoriginell Walthers Lied „Unter der Linden" erweitert und variiert. Aber er ist sich bewußt, daß die Geliebte seinen Wünschen nicht willfahren würde, und so erwägt er den Gedanken, ob er sie nicht zwingen könnte:

ich wolde si doch umbevan
und si dan ans bette swingen,

um doch zu dem Schlusse zu kommen:

owe! das ringen mag mir wol vergan.

In dem anderen Liede ist er allerdings kühner in seinen Vorstellungen. Wenn er sie zwingen wollte, könnte ihn doch niemand hindern, und sie selber würde ihm mit ihren „linden henden" wenig Schaden zufügen:

wir mueſtin lichte ringen:
so solte ich wol
hin an das bette si swingen:
so wurde es vol
der wunnen, der ich wiunschen sol,
wan ich ir stetes frömden so kume dol.[3])

Die Worte „Gott grüße meinen Gesellen!" hat Keller wohl aus zwei verschiedenen Gedichten entnommen; aus dem fünften den schon einmal erwähnten Gruß, um den sie der Regensberger

---

[1]) Wenn Keller neben „Nadelbein" mehrmals „Nadelbüchse" sagt, so geht das wahrscheinlich auf Ettmüllers Einleitung S. V zurück.

[2]) Kopp III, 2. S. 226 berichtet, daß König Albrechts Wanderungen durch das Reich und in die Nähe der eigenen Länder ihn wiederholt nach Zürich führten.

[3]) Bodmer, Minnesinger II, 195. HMS. II, 298[2].

bittet: „got grüez min diener", und aus dem sechsten Gedicht eine Frage, die sie, wie ihm hinterbracht wird, nach ihm getan habe: „wa ist min gselle?"[1])

Sehr hübsch hat Keller aus dem Verse: „ich lag vor ir als ein tot man", den Vergleich gebildet: „Da regte er sich, wie ein Tierlein, das sich in der Angst tot gestellt hat und nun allmählich wieder bewegt und munter wird."

Der obere Teil jenes Doppelbildes stellt den Augenblick dar, wo Hadlaub, während er niederkniet, zurückfällt und von den Herren, hier zwei Personen, gestützt wird. Seine Rechte hält die Linke der vor ihm sitzenden Dame, hinter der wiederum zwei Personen stehen, von denen die eine den Leib der Dame umfaßt, wohl um sie auf ihrem Sitz festzuhalten, während die auf Hadlaubs Seite stehende der Dame eindringlich zuzureden scheint. Auf ihrem Schoße sitzt das Hündlein, das ihr den Handbiß abnimmt; mag nun der Künstler diese Änderung aus Scheu oder aus Laune vollzogen haben, Keller hat sich wohl ausschließlich an Hadlaubs Gedicht gehalten.[2])

Dagegen wird das Bild Keller beeinflußt haben, als er die Kleidung der Fides schilderte. Allerdings war das Doppelbild zu Hadlaubs Gedichten, das Ettmüllers Folioausgabe brachte, nicht koloriert und deckt sich schon darum mit Kellers Schilderung nur teilweise; immerhin kann des Dichters Phantasie zu der Mannigfaltigkeit und Farbenpracht das Ihre beigetragen haben. Übereinstimmend mit der Darstellung sehen wir die Jungfrau auf dem oberen Teile des Doppelbildes in langem faltigem Gewande, doch „ohne Gürtel oder sonstige Zutaten." Gleichfalls ist die „Mütze" kronenartig und flach von weißem Tuch und mit breiter Binde unter dem Kinn zusammengebunden; „wellig, aber offen und lang" fließt auch hier das dunkle Haar

---

[1]) a. a. O. 196[2] und 197[1]. HMS. II, 308[1].

[2]) HMS. IV, S. 625 meint sogar, das Hündlein beiße den Dichter in den kleinen Finger, während es nach dem Bilde nur der Mittel- oder Zeigefinger sein könnte.

über Schultern und Rücken. Der eigenartige Kopfputz ist übrigens keine Seltenheit, sondern das Übliche und erscheint beispielsweise auf den Bildern des Herzogs Heinrich von Breslau und des Herzogs von Anhalt.

Zur Hervorhebung der berückenden Schönheit der Fides übernimmt er zunächst all die Einzelheiten, die Johannes in seinem Glücksrausche wahrgenommen und noch in späterer Erinnerung entzückt besungen hat: ihren Mund, ihr Wängel rosenfarb, ihre Augen klar, die Kehle weiß, ihre weibliche Zucht und, allerdings mit einem Versehen, die Hände weißer als Schnee, während die wörtliche Übertragung „weiß wie Schnee" lauten müßte. Keller kann sich auch hier in der lieblichsten der Dichtersünden,

Süße Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bitt're Erde sie nicht hegt,[1])

nicht genug tun und zeigt uns ihr Gesicht noch einmal in großen Verhältnissen, gleichsam im Überblick mit der Miene eines gründlichen Kenners und begeisterten Verehrers der Frauenschönheit, der er ja in der Tat war,[2]) ein Frauenantlitz, wie geschaffen für den Künstler in der Reinheit der Formen und „beseelt von der eigensten, süßesten Persönlichkeit."

Nach erlangter Meisterschaft wandert Kellers Hadlaub im Auftrage Rüdigers und des Bischofs in die Fremde durch Bayern, Schwaben und Österreich, um vor allem weitere Gedichte alter Minnesänger zu sammeln. Aus seinen eigenen Liedern geht nichts Genaueres über eine Reise hervor; nur aus einem kann man schließen, daß er in Österreich gewesen sei, weil er die dort herrschende Sitte der breiten Frauenhüte beklagt.[3]) Keller scheint durch diese Wendung und den sonstigen Inhalt des

---

[1]) Werke X, S. 111 f in dem Gedicht: „Tod und Dichter."

[2]) Brahm, Keller, S. 187 nennt ihn einen „Schönheitsanbeter"; vgl. auch Baechtold, Leben II, S. 88: „daß der kleine, oft so bärbeißige Herr Gottfried sein Auge allezeit auf die Schönste warf."

[3]) Doch liegt vielleicht nur eine literarische Reminiszenz an Walther v. d. Vogelweide vor; vgl. S. 56.

Gedichtes auf den Einfall gekommen zu sein, Hadlaub auf einer Kirchweih in Gemeinschaft weinseliger Schüler seine alte „Liebeskümmernis" durch eine verwegene Lebenslust, „die mit jener im Streite lag," bekämpfen zu lassen. Er läßt ihn singend umherziehen und den schönen Städterinnen unter die breiten Hüte gucken, um ihrer Schönheit teilhaftig zu werden.

In seinem Liede gesteht er, daß er sich des Anblicks schöner Frauen nie erwehren könne; es gehe ihm gleich bis auf des Herzens Grund. Wenn er ihr weiblich anmutiges Wesen schaue, ihre weißen Hände und blanken Kehlen, so müsse sein Herz, unbeschadet seiner Treue, wie er gleich betont, den Damen augenblicklich zugetan sein; immerhin ergriff ihn die Leidenschaft derart, daß er von sich sagt: „und ist wilde min gedank". Doch fügt er gleich erklärend hinzu, daß er, wohin er auch komme, nur darum „ein schouwen" tue, weil er dann immer wieder erkenne, seine Frau sei die schönste, und er dann augenblicklich die größte Sehnsucht nach ihr empfinde. Aber den breiten Hüten in Österreich, die ihm den Anblick schöner Frauen entziehen, wünscht er, daß sie die Donau hinabgeflossen sein möchten.[1])

Auch hier fühlt man sich an Walther erinnert, der nach einer Klage über die Härte der Geliebten, die allein seines Herzens Wunde heilen könne, also fortfährt:

Mir ist von ir geschehen,
daz ich disen sumer allen meiden muos
vaste under diu ougen sehen...;

und des Dichters Unwille über die breiten Hüte klingt durch in dem Verse:

Frowe, dur iuwer guete ruket uf die huete.[2])

Hier in Österreich läßt Keller seinen Hadlaub in jene „pastorale Manier" verfallen, als deren Vorbild er Neidhart von Reuenthal bezeichnet, was jedoch, wie bereits oben angedeutet, nur teilweise zutrifft. Die von Keller angeführten geschmacklosen Vergleiche finden sich in folgenden Hadlaubschen Versen:

die minnere,
dien ir frowe nicht gan ir ougen blicke:

[1]) Bodmer, Minnesinger II, S. 189[1]. HMS. II, 288[2].
[2]) a. a. O. I, 136[2].

die ſint wol koler genoz,
wan die ruowe ſint lere,
und die mueſſen haken und riuten.

und

Wir mun uns zuo den ouch wol gelichen,
ſwele eht ſtete karrer ſint:
der not iſt ouch wunder.
ſi mun nicht geflien, daz ſi entwichen,
ſwenne kumt regen unde wint.
das karren geht under:
ſo hebent ſi daz gat dur ir herze,
als uns ſender ſmerze.

Der folgende Vergleich iſt, wie oben erwähnt, von Steinmar übernommen:

Minner herze vicht ze ganzer ſtete
als in einem ſake ein ſwin:
das vert unde kirret.[1])

Bei dem älteren Minneſänger lauten die Verſe:

Als ein ſwin in einem ſake
vert min herze hin und dar
wildeklicher danne ein trake
vicht es von mir zuo zir gar.[2])

Hiervon ſind zwei die Bewegung des Schweines kennzeichnende Worte unverändert beibehalten: „vert“ und „vicht“.

Als letzter in dieſem Zuſammenhange gehört hierher der Vergleich:

Minne klemet rechte alſam ein zange.[1])

Aus ſeinen Erntelieder zitiert Keller: „Nun bindet eure Zöpfe und ſetzt Kränzel auf, feſte Dirnen, die Ernte iſt da! da gibt es Freuden genug und fröhliche Spiele mit den Knechten auf dem Stroh, dies- und jenſeits des Baches, die man kann, ohne ſie gelernt zu haben.“ Dementſprechend heißt es bei Hadlaub:

Ir ſult iuwer ſwenzel kriſpen, dirne guot,
eſt erne zit
krenzel machen ouch uf die virtage....
ouch iſt erne recht fröide uf dem ſtro;[3])

---

[1]) Bodmer, Minneſinger II, 191[2]. HMS. II, 287[1].
[2]) a. a. O. II, S. 106[2]. HMS. II, 155[2].
[3]) a. a. O. II, 193[2]. HMS. II, 290[2].

und in einem anderen Liede:

da ſagent ſpel ir jungen man,
diu man wol ane lernen kann....
da iſt diu kurzewile guot
mit ſpeln ſam enents baches tuot.

Demſelben Liede entſtammt die Wendung: „Käme mir jetzt ein Lieb gelaufen, wahrhaftig, ich machte mich mit ihr in die Scheuer und wäre aller Sorgen los!“ Nach Hadlaub:

het ich ein liep das gienge bar,
ich neme ir in der ſchiure war:
da wurde ich lichte ſorgen bar.[1])

Für die Schilderung der üppigen Gelage im Herbſte wird eine Gegenüberſtellung der Wendungen und Ausdrücke, die aus drei Liedern dieſer Art entnommen ſind, die Vergleichung erleichtern;[2]) die Zugehörigkeit zu den einzelnen Liedern werde ich durch Kreuze bezeichnen.

Keller.	Hadlaub.
Ho ho! ſchürt nun das Feuer gut, laßt den Hafen überwallen von Fett, das weiße Brot zu tunken!	ſtub und brât† Sô der haven walle und daz veize drinne ſwimme, ſô begiuz in wîziu brôt.††
Würſte, Schinken, ſüßes Hirn, gut Gekröſe, Därme, Bleze, feiſten Schweinebraten her, daß in der heißen Stube den Knappen und den ſtolzen Mägden die glühenden Stirnen gloſten!	Würſte und hammen guotiu kroeſe und ouch ſüeze hirn ingwant bleze, terme††† veize ſwînîn brâten daz in die ſtirne gloſtend werden froeliche knappen hâſt du danne in ſtuben und ouch bi der gluot.††
Dann neuen Wein genug darauf und wieder Kragen, Magen, Haupt und Füße ſiedend brodelnd!	und niuwen wîn trag ouch har în† magen und ouch kragen zuo der gluot . . . houbt und vüeze.†††

[1]) a. a. O. II, 193[1]. HMS. II, 290[1].

[2]) Der beſſeren Überſicht wegen zitiere ich hier nach Bartſch. Bodmers Lesart (II, 191 ff.) iſt im weſentlichen dieſelbe, die Zerſtreutheit der Verſe jedoch erſchwert die Gegenüberſtellung.

† a. a. O. Gedicht 44, S. 342 f.

†† a. a. O. Gedicht 18, S. 309 ff.

††† a. a. O. Gedicht 20, S. 313 f.

Wer trauern will, der bleib von uns Essern fern,[1]) die voll von Freude und allem Guten sind; wer sich aber mästen will, der komme her, gute Tracht macht das Gesinde fett;
Wirt, sende[2]) Gänse
mach die Stube heißer
(sende) gefüllte Hühner,
gesottene Kapaunen,
auch lasse Tauben schlagen
und Fasanen schießen.
daß
dem Herbst seine Ehre geschieht!
Laßt den Hafen wallen, recht
Salz hinein, daß wir baß dürsten
und die Köpfe glühen,
als hätte man sie angezündet!

swer nû trûren müeze,
der enhoert nicht zuo den fraezen,
wan sî werdent fröiden vol.
Swer sich welle mesten,
der soll kêren zuom gesinde:
guotiu fuore macht sî veiz.
wirt, besend dien gesten
gense,
unde mach die stuben heiz.
dû solt hüener in vüllen,
dannoch sieden kappen.
heiz in tûben knüllen,
schützen und ouch vasant wilde.
unde stât dâbî des herbstes êre wol.
mache in daz sî türste,
salze in vast!
daz in die stirne
gloستent werden, als sî in sîn angezunt.††[3])

In der Mannigfaltigkeit der Speisen übertrifft Hadlaub sein Vorbild mit einer gewissen Virtuosität der Zergliederung; Steinmar stellt mehr im ganzen dar, wo er dann allerdings den Mund sehr voll nimmt:

Wirt du solt uns vische geben
me danne zehen hande.

An Eßbarem nennt er noch:

gense, hüener, vogel, swin, dermel, phawen.

Stark gewürzt will auch er die Speisen haben:

daz in uns werde eine hitze,
daz gegen dem trunk gange ein dunst
als rouch von einer brunst,
und daz der man erswitze.

Seine Unersättlichkeit bezeichnet treffend der Vers:

Wirt durh mich ein straze gat;

allerhand Speisen möge er auf diese schaffen; die Leistungsfähigkeit seines Schlundes sei so bedeutend, daß er selbst an

---

[1]) Wörtlich: der gehört nicht zu den Essern; Hadlaub rechnete sich nicht zu ihnen, sondern zu den trauernden Liebhabern.

[2]) Richtig: laß Gänse holen!

[3]) Bodmer: ungizunt; Ettmüller und v. d. Hagen haben das Richtige.

einer großen Gans, wenn er sie verschlingen wollte, nicht ersticken würde. Wein solle der Wirt so viel herbeibringen, daß sich ein Mühlrad davon treiben lasse, und wenn er nicht mehr trinken könne, möge man ihm den Wein in die Kehle schütten. Den Schluß macht die humoristische Wendung, seine Seele stehe auf einer Rippe, wohin sie gehüpft sei, um dem Weinstrome auszuweichen.[1])

Hadlaub pflegte derlei „Üppigkeiten" „mit einer zarten Wendung nach der feineren Seite hin" zu beschließen, wie Keller ihm getreulich nacherzählt.

Keller.

er bedauerte, daß der nahende Winter bald den Vöglein wehe tun und die Schönheit der geliebten Frauen verhüllen werde mit warmen Kappen, Pelzen und Tüchern, kaum die Nasenspitze noch frei lassend, so daß ihre schmachtenden Liebhaber doppelt sehnsüchtig den Frühling erharren müßten, wo die Holden wieder auf dem Anger sichtbar würden.

Hadlaub.

Wir sorgen nicht eine:
vogel die hânt grôze swaere,
in tuot ouch der winter leit.

Welt, dû bist ungliche:
fraezen dien ist wol geschehen,
daz tuot mangem minner wê.
frouwen minnenclîche
mügent sî nû nicht gesehen
als sîs sân des sumers ê.
sî hânt nû verwunden
diu antlût in ir stûchen,
daz sî nicht rûchen.
swaere winde tuont an linden hiuten wê.
wê uns küeler stunden!
rôsenwengel sint verborgen
und ir keln wîz als der snê.

Wir kommen zu dem letzten Hadlaubschen Gedicht, das Keller benutzt hat; ihm verdankt er den Stoff zu der reizenden Szene im Turm, wo sich Fides und Johannes über der Liebkosung eines Kindes selber finden. Es sind folgende Strophen, die Uhland als Hadlaubs „zarteste Dichtung" bezeichnet hat.[2])

Ach ich sach si triuten wol ein kindelin,
davon wart min muot liebes irmant.
si umbevieng es und truchte es nahe an sich:
davon dacht ich lieblich zehant.

---

[1]) Bodmer, Minnesinger II, S. 105[2]. HMS. II, 154[2].
[2]) Schr. V, S. 281.

ſi nam ſin antliut in ir hende wis
und truchte es an ir munt, ir wengel clar.
owe ſo gar wol kuſte ſis.

Ez tet ouch zwar als ich hete getan:
ich ſach umbvan es ouch ſi do.
es tet recht als es enſtuende ir wunnen ſich,
des duchte mich, es was ſo fro.
don mochte ich es nicht ane nit verlan:
ich gidachte „owe were ich das kindelin,
unz daz ſi ſin wil minne han."

Ich nam war do das kindelin erſt kam von ir,
ich nams zuo mir lieblich ouch do.
es duchte mich ſo guot, wan ſis e druchte an ſich:
davon wart ich ſin gar ſo fro.
ich umbevieng es, wan ſi es ſchone umbevie,
und kuſts an die ſtat ſwa es von ir kiuſſet e was:
was mir doch das ze herzen gie![1])

Außer den Hadlaubſchen hat Keller auch noch Lieder anderer Minneſänger herangezogen und zum Teil wörtlich, mehr oder weniger genau, übertragen.[2])

Das erſte, berühmte Lied hat den Herzog Heinrich IV. von Breslau (geſt. 1290) zum Verfaſſer.

Ich klage dir, meie, ich klage dir, ſumer wunne,
ich klage dir, brehtiu heide breit,
ich klage dir, ouge brehender kle,
ich klage dir, gruener walt, ich klage dir, ſunne,
ich klage dir, Venus, ſendiu leit,
daz mir diu liebe tuot ſo we[3])

Keller überſetzte dieſe erſte Strophe:

Dir klag' ich, Mai, ich klag' dir's Sommerwonne,
Dir' klag ich, leuchtende Heide weit,
Ich klage dir's, o blühender Klee,
Ich klag' dir, Wald, ich klag' dir, Sonne,
Dir klag' ich, Venus, ſehnendes Leid,
Daß mir die Liebſte tut ſo weh!

---

[1]) Bodmer, Minneſinger II, 187[2] f. HMS. II, 281[2].

[2]) Er verfuhr hierbei ſelbſtändig; frühere Bearbeitungen von Gleim, Tieck, Wilh. Müller, Simrock hat er nicht benutzt.

[3]) Bodmer, Proben S. 7 und Minneſinger I, S. 3; HMS. I, S. 10 und IV, S. 20, weicht von dem Texte nur in dem Attribute ab, das der Heide beigelegt wird; er ſagt: liehtiu heide.

Kellers Übersetzung weicht somit nur in Geringfügigkeiten vom Urtexte ab. Den Bodmerschen Lesefehler „brehtiu“ für „liehtiu“ gibt Keller sinngemäß durch das Part. „leuchtende“ wieder, auf das er wohl verfallen konnte, auch ohne Hagens besseren Text zu kennen. Ebenso übersetzt er den Plur. „sendiu leit“ durch den Sing. „sehnendes Leid“, was wohl durch den Reim bedingt und durch den Sprachgebrauch gerechtfertigt ist. Nur eine Abweichung in Kellers Versen zum Unterschiede von allen anderen Übersetzungen, auch von der Urschrift, fällt sofort in die Augen: die Umwandlung der Anaphora „ich klage dir“ in die Worte „dir klag' ich“, wodurch Rhythmus und Tonstärke eine angenehme Abwechselung erfahren und die Bitte dringlicher wird.

Das zweite Lied ist ein „Gesätzlein“ von Jakob v. Wart:

In rehter schoene ein morgen sterne
ist min frowe, der ich gerne
diene und iemer dienen wil;
swie klein si mir vröide mere,
ich wünsche, daz ir selbe und ere
volge und dabi vröiden vil.
ir guete und ir bescheidenheit
ist leider gar gen mir entslafen:
muos ich si darumbe strafen,
dast min klage und al min herzeleit.[1])

In Kellers Übertragung heißt es:

Voll Schönheit wie der Morgenstern,
Ist meine Fraue, der ich gern
Für jetzt und immer dienen will!
Wie wenig sie mir Trost gewähre:
Ich wünsche, daß sie Glück und Ehre
Begleiten an der Freuden Ziel!
Ihre Güte und Bescheidenheit
Sind leider gegen mich entschlafen;
Doch muß ich sie drum tadelnd strafen,
Ist eben dies mein schweres Herzeleid.

Die ersten sechs Verse kann man wohl gelten lassen trotz einiger freierer Wendungen; im siebenten aber wäre das Wort „Bescheidenheit“ wegen seiner im Nhd. gänzlich veränderten

[1]) Bodmer, Minnesinger I, 26³. HMS. I, 66².

Bedeutung mit „Einsicht“ zu übersetzen. Das „doch“ des vorletzten Verses verschiebt zwar den einfachen Sinn des Originals, wird aber verständlich, wenn man einen Gedankensprung hinter „entslafen“ gelten läßt; das Folgende sollte dann allerdings im Potentialis stehen und das Ganze hätte etwa folgenden Zusammenhang: das ist an ihr sehr tadelnswert; dennoch, müßte ich sie darum strafen, so wäre....

Daß Keller ein „tadelnd“ hinzugefügt, finde ich gerechtfertigt; ist doch die erste Bedeutung des Wortes „strâfen“: „mit tadelnden Worten zurechtweisen“. Die Übersetzung „schelten“ wäre ja wohl vorzuziehen, würde aber Reimschwierigkeiten hervorrufen.

Die nächsten von Keller zitierten Verse bilden die dritte Strophe eines Liedes vom Trostberger:

Rosen rot ist ir das lachen,
der vil lieben frowen min;
Was kunde er wunders an ir machen,
der ir gab so liehten schin!
si ist mins herzen osterspil,
jemer mere unz an min ende min herze von ir niht enwil.[1])

Keller übersetzt wortgetreu bis auf den Ausdruck „rosenblühend“ für „rosenrot“; der vierte Vers aber entspricht nicht dem nhd. Sprachgebrauch: für „lichten Schein“ müßte es etwa heißen „herrliche Gestalt“. Freier ist Vers 6 behandelt.

Das von Keller erwähnte, aber nicht übersetzte Tagelied Jakobs von Wart ist dreistrophig mit je zehn Versen und beginnt:

Guot riter, merke, was ich sage.[2])

Es folgt eine Strophe des Waltherschen Liedes, das von den Wundern des Wonnemondes erzählt:

Muget ir schowen, was dem meigen
wunders ist beschert,
Seht an pfaffen, seht an leigen,
wie das alles vert!
gros ist sin gewalt,
in weis, ob er zouber kunne:
swar er vert in siner wunne,
dan ist nieman alt.[3])

[1]) Bodmer, Minnesinger II, 52[2]. HMS. II, 72[1].
[2]) a. a. O. I, 27[2]. HMS. I, 68[1].
[3]) a. a. O. I, 117[2]. HMS. I, 243[1].

Keller überträgt einwandfrei bis auf zwei Verse; aus dem vierten macht er ohne Grund:

Wie sich's kehrt und fährt,

und den sechsten übersetzt er allzu frei:

Bringt er Zauberstab und Krone.

Den „Zauberstab" könnte man wohl gelten lassen, aber die „Krone" gehört gar nicht hin; sie ist wohl nur durch den Reim veranlaßt, dem sie jedoch auch nicht genügt.

Die hier in Betracht kommenden Verse des folgenden Liedes lauten:

Mich nimet iemer wunder, was ein wip
an mir habe ersehen,
Si hat ouch ougen:
wie kumet, daz als übel gesiht?
ich bin aller manne schoeneste niht,
daz ist ane lougen.
wie stat mir min houbet?
daz enist niht ze wol getan.[1])

Keller überträgt:

Immer nimmt mich Wunder, was ein Weib
an mir hab' ersehen.
Hat sie keine Augen im Gesicht?
Aller Männer schönster bin ich nicht,
Das ist nicht zu leugnen.
Schaut nur, wie der Kopf mir steht,
Der ist gar nicht wohlgetan!

Die von Keller dargebotenen Verse sind verschiedenen Stellen zweier Strophen entnommen, die sich im Zusammenhange, wenn es erlaubt ist, eine eigene freie Übersetzung zu geben, also ausnehmen:

Oftmals hab' ich nachgedacht,
Was ein Weib an mir gefunden,
Das mit süßer Zaubermacht
Hält mein Herz an sich gebunden.
Hat doch Äuglein klar und licht!
Sagt, wie kommt's, daß sie nicht sehen?
Muß es selber doch gestehen:
Bin der Männer schönster nicht.

[1]) a. a. O. I, 139[1]. HMS. I, 274[2].

Hat man sie vielleicht belogen,
Seh' sie mich doch besser an;
Wahrlich, sie ist arg betrogen,
Sucht sie einen schönen Mann.
Schaut nur grad' mir ins Gesicht:
Aller Liebreiz ist vergangen,
Und ein Wahn hält sie umfangen;
Doch sie glaubt es, glaubt es nicht!

Walthers Lied „Unter der Linden" wird nur erwähnt.[1])

Von den Liedern Kaiser Heinrichs, den man bisher allgemein für Heinrich VI. hielt, was aber neuerdings bestritten wird, bringt Keller folgende Strophe:

Wol dir, geselle guote,
daz ich ie bi dir gelag;
Du woneſt mir in dem muote
die naht und ouch den tag,
Du zierest mine sinne,
und bist mir darzuo holt;
nu merkent, wie ich das meine:
als edel gesteine
tuot, da man es leit in das golt.[2])

Keller gibt sie fast wörtlich wieder, nur daß er des Reimes wegen für „geselle guote" die schöne sinngemäße Wendung „der Männer Blüte" setzt.

Das schöne Falkenlied des Kürenbergers schließt die Reihe der von Keller benutzten Gedichte:

Ich zoch mir einen valken mere danne ein jar,
Do ich in gezamete, als ich in wolte han,
Und ich im sin gevidere mit golde wol bewant,
Er huob sich uf vil hohe und floug in anderiu lant.

Sit sach ich den valken schone vliegen,
Er fuorte an sinem fuosse sidine riemen
Und was im sin gevidere alrot guldin:
Got sende si ze samene, die gelieb wellen gerne sin![3])

---

[1]) a. a. O. I, 113[2]. HMS. I, 236[2].

[2]) a. a. O. I, 1[2]. HMS. I, 4[2].

[3]) a. a. O. I, 38[2]. HMS. I, 97[2].

Keller übersetzt:

Ich zog mir einen Falken länger als ein Jahr,
Und da ich ihn gezähmet, wie ich ihn wollte gar,
Und ich ihm sein Gefieder mit Golde wohl umwand,
Stieg hoch er in die Lüfte, flog in ein anderes Land.

Seither sah ich den Falken so schön und herrlich fliegen,
Auf goldrotem Gefieder sah ich ihn sich wiegen,
Er führt an seinem Fuße seid'ne Riemen fein:
Gott sende sie zusammen, die gerne treu sich möchten sein!

Die zweite Strophe hat ihm offenbar Reimschwierigkeiten verursacht, die er jedoch durch Umstellung des zweiten und dritten Verses geschickt überwand; im letzten gestattete er sich die Freiheit, „gelieb" mit „treu" zu übersetzen.

Aber nicht nur Lieder, sondern auch einige Bilder der Handschrift hat Keller für die Novelle verwertet. Hierfür standen ihm einmal die Pausen zur Verfügung, die Bodmer seinerzeit von den Bildern der Handschrift genommen, und die sich auf der Züricher Stadtbibliothek befinden, ferner die von Mathieu[1]) herausgegebenen Nachbildungen und schließlich die eingehende Beschreibung von der Hagens.

Der erste Minnesänger, dessen Bild besprochen wird, ist Kaiser Heinrich, von dem Keller nur sagt, daß er „nach einem älteren Vorbilde überlieferungsweise gemacht", im vollen Ornate dargestellt sei. Das zeigt deutlich genug ebenso die glänzend kolorierte Nachbildung bei Mathieu, wie von der Hagens Schilderung nach dem Original: „Der Kaiser thront auf einem gelben Sessel . . . auf dem Haupte eine goldene Krone mit drei Lilienzacken", er trägt „einen blauen Rock mit goldenen Säumen an Ärmeln und Halse, . . . ein Purpurmantel mit Grauwerk gefüttert fällt von den Schultern herab über die Kniee und den Schoß bis auf die Füße . . . In der Rechten hält der Kaiser das goldene Zepter, welches in eine goldene Lilie endet".[2])

Ihm folgt das letzte Staufenkind, Konradin der Junge, auf der Falkenjagd. Bei Mathieu erkennt man bereits deutlich

[1]) Dessen Miniaturen waren ihm sicher bekannt; weist doch Uhland in seiner Abhandlung S. 271 auf ihn hin.

[2]) Hagen, Bildersaal S. 93; MS. IV, 3 f. Die anderen Bilder sind nicht koloriert.

den Grauschimmel; auch die Handschuhe könnte man als weiß ansprechen. Hagens Beschreibung, soweit sie hier anklingt, lautet: „Der fast noch knabenhafte bartlose Jüngling" . . . trägt „eine goldene Krone mit drei Lilien . . . . im einfachen langen grünen Rocke" . . . sitzt er „auf einem den grünen Hügel hinauf-galoppierenden graugeapfelten Jagdrosse . . . beide Hände haben große weiße Handschuhe." Keller setzt hinzu: „in den frohen Tagen gedacht, bevor er nach dem Throne der Väter zog und das junge Leben verlor." Dazu Hagen, nach einer „Besprechung der Bildnisse der deutschen Kaiser von H. Schneider": „. . . . . Konradin, reitend auf der Falkenjagd — wie er am heimischen Bodensee, kurz vor dem Untergange sorglos sich vergnügte." Zur Kennzeichnung seiner Jugend läßt Keller die Verse folgen:

Weiß kaum, was Frau'n und Minnen sind,
Mich läßt die Liebe stark entgelten,
Daß ich an Jahren noch ein Kind.

Sie lauten in der Handschrift:

Ich enweis niht, frowe, was minne sint:
mich lat diu liebe sere engelten,
daz ich der jare bin ein kint.[1])

Nur den ersten Vers hat Keller und zwar wenig glücklich verändert; die beiden anderen entsprechen der Vorlage.

An dritter Stelle steht König Wenzel von Böhmen, „ebenfalls in allem Pomp" dargestellt; es ist Wenzel II., Ottokars Sohn. Nach Hagen sitzt er auf dem Throne, der mit einem weißen Kissen mit rotem Netzwerk bedeckt ist. Er trägt die Drei-Lilien-Krone und um Schultern und Brust einen großen mit Gold und Edelsteinen geschmückten Mantelkragen, während ein mit Hermelin gefütterter Mantel den übrigen Leib umhüllt. So geht es noch weiter in der Beschreibung der pomphaften Kleidung.

Kellers Wendung: „umgeben von seinen Hofämtern", ebenso der Satz: „Ein Pfalzgraf gab einem knieenden Ritter den Schwertgurt", geht zweifellos auf folgende Stelle in Hagens Bildersaal

[1]) Bodmer, Minnesinger I, S. 2[1]; HMS. I, 4[2]. Bildersaal S. 17 und 95; MS. IV, S. 11.

zurück: . . . „umgeben von seinem Hofstaat und Beamten, deren einer mit dem Kelch, den der König berührt, ihn zugleich als Schenken des Deutschen Reiches bezeichnet; sein Pfalzgraf gibt einem knieenden jungen Ritter den ritterlichen Schwertgurt . . .". Hier wird ausdrücklich hervorgehoben „cingulum militare: — keine Schriftrolle"; denn in den „Minnesingern" hieß es ein „Pergament".

„Zu seinen Füßen", erzählt Keller weiter, „zwei Spielleute, ein Fiedler dabei . . .". Dazu von der Hagen: „. . . inmitten vor dem Throne knieen noch zween kleine blondlockige Spielleute. Der vor dem Ritter . . . hält in der Rechten eine schwarze Hoboe . . . der andere hat die gelbe viersaitige Geige."[1])

Keller erfindet den hübschen bezeichnenden Zug, daß Hadlaub sich selber in dem Fiedler dargestellt und dem Pfalzgrafen das für einen Mann „überanmutige, zarte adlige Gesicht" der Geliebten gegeben habe. Dieser ist allerdings eine schlanke jugendliche Gestalt mit frauenhaft weichen Zügen, aber keineswegs „überanmutig"; denn Stirn und Backenknochen, ebenso das Nasenbein sind für solche Ansprüche doch etwas zu kräftig geraten. Der Fiedler zeigt gleichfalls ein jugendliches Gesicht mit spärlichem Kinn- und Backenbart.

Auch bei dem nächsten Singer, Herzog Heinrich von Breslau, habe sich eine große Ähnlichkeit mit der besungenen Herrin gezeigt. Sein Antlitz ist in der Tat anmutvoller als des Pfalzgrafen Gesicht.

Mit Kellers Worten: . . . . „der umgeben von seinem Turniergefolge gewaffnet zu Pferde saß und von den Frauen den Kranz empfing . . .", vergleiche man Hagens Satz: „Der Herzog . . . in voller ritterlicher Rüstung . . . auf apfelgrauem Rosse." An anderer Stelle heißt es, ein Fräulein reiche ihm einen Kranz von einer Zinne herab, und an dritter: der Herzog „hat aber noch sein ritterliches Gefolge bei sich".[2])

Markgraf Heinrich von Meißen, der ebenfalls der Jungfrau Fides gleichen soll, ist Heinrich III., der Erlauchte, der seinem

[1]) Bilderſaal S. 18 und 101; MS. IV, S. 13 ff. und die Schilderung des Bildes S. 18.

[2]) Bilderſaal S. 105; MS. IV, S. 20.

Vater Dietrich 1220 folgte. Keller: „der mit vier Falken jagt". Das Bild zeigt ihn zu Pferde, wie er der Jagd droben zuschaut, wo nach Hagen „drei gelbe Falken und drei graue Reiher mit gelben Schnäbeln fliegen, auf welch' letztere einer der Falken stößt." Außerdem liegt ein Falke mit einem herabgestürzten Reiher bereits am Boden, so daß Kellers Vierzahl stimmt.[1])

Das Gesicht des Markgrafen zeigt aber deutlich männlichere Züge, so daß es den vorhergehenden wenig ähnelt.

Zutreffend ist Kellers Bemerkung, daß die Gestalten der Hauptpersonen sorgfältiger behandelt sind als die übrigen gleichfalls jugendlichen Nebenfiguren, ebenso, daß „diese ganze Bildwelt, gleich archaistischen Werken des früheren Altertums, ein ewig heiteres, lächelndes Wesen zeigt" und die männlichen kaum von den weiblichen Gestalten zu unterscheiden sind:[2]) vielleicht aber doch kein Zeugnis davon, „daß das Schöne schöner sein sollte als das wirkliche Leben", wie Keller, der den Maler nirgends verleugnet, im Zusammenhange seiner Darstellung und dem poetischen Zwecke entsprechend so hübsch sagt, sondern vielmehr ein Beweis für den Mangel individueller Auffassung und Durchführung der dargestellten Welt im großen und kleinen, gemäß den unproportionierten Verhältnissen bei Mensch und Tier in eben diesen Abbildungen.

„Ungefüge verworrene Kampfszenen," fährt Keller fort, „erinnerten jedoch an das eiserne Zeitalter in den Schildereien von den Herzogen von Anhalt und Johann von Brabant." Ähnlich lesen wir bei Hagen: „Im ernsten Kampfgewühle sind die Herzöge von Anhalt und Johann von Brabant dargestellt."

Heinrich I. von Anhalt, der von 1212 bis 1252 regierte, hat nach Hagen in beiden Handschriften der Lieder den Namen Herzog mit Rücksicht auf seinen Vater und seinen Bruder erhalten; sie regierten nacheinander das Herzogtum Sachsen nach Heinrichs des Löwen Achterklärung. Auch spielte mit, daß die Anhalter die einzigen Grafen waren, die zu den Reichsfürsten gehörten.

[1]) Bildersaal S. 145 f.; MS. IV, S. 29 und 34.

[2]) Die Kopfbedeckung oder die Haartracht gibt noch am ehesten den Ausschlag; wie auch Keller hervorhebt, daß sich die Herren von den Knechten zu dieser Zeit durch kurzgeschorenes Haupt- und Barthaar unterschieden.

Herzog Johann von Brabant ist Johann I., der im Jahre 1288 bei Wöringen über Heinrich von Luxemburg und dessen doppelt so starkes Heer siegte. Offenbar stellt das Bild eine Episode aus diesem Kampfe dar.[1])

Otto von Brandenburg mit dem Pfeile, der mit seiner Dame am Schachbrette sitzt, ist Otto IV., der 1266 mit seinen drei Brüdern gemeinsam die Regierung antrat und 1308 starb. Vier Spielleute, bei Keller zwei Posaunenbläser, ein Sumberschläger und ein Sackpfeifer, nach Hagen zwei mit langen goldenen Trompeten, ein Pauker mit einer flachen Trommel und ein Sackpfeifer, musizieren während des Schachspiels.

Die anderen Bilder sind in Mathieus Sammlung nicht vertreten.

Es ist aber wohl anzunehmen, daß Kellers Schilderung des folgenden Bildes, das den Minnesänger Grafen Kraft von Toggenburg darstellt, auf die dem St. Galler Neujahrsblatt von 1865 beigegebene kolorierte Tafel zurückgeht. Der Graf steigt auf einer Leiter in schönem faltigem Gewande zum Söller der Geliebten empor; sein Gewand erscheint aber mehr lila als hochrot, in welchem Farbentone jedoch das Kleid der Dame gehalten ist. In dem Kranze, den Keller als „reichen Blumenkranz" bezeichnet, wechseln rote mit weißen Blumen ab, die durch grüne Blätter getrennt sind. Auch der Goldreif, auf den die Blumen geflochten sind, ist deutlich zu erkennen. Ebenso kann man das prächtige, edel geordnete Haar zugeben, wogegen die Gesichtsform nicht gerade als „schönste" zu bezeichnen wäre. Um den Kopf trägt die Dame jedoch keinen Rosenkranz, wie Keller erzählt, sondern einen Kranz von goldenen Perlen. Demgemäß spricht auch Hagen von einer „mit dicken Goldperlen gekränzten Jungfrau".[2])

Von diesem Bilde wird der anwesende Graf Friedrich unangenehm berührt, weil ihn die dargestellte Liebesszene an

---

[1]) Bildersaal S. 20; MS. IV, S. 36 und 39 ff.

[2]) Bildersaal S. 215; MS. IV, S. 52 ff. Im St. G. Neujahrsblatt die Tafel zu der Abhandlung: „Die Grafen von Toggenburg". Kraus, Miniaturen S. 11.

die Zeit erinnert, wo ein Brudermord das Grafenhaus verfinsterte. Nach Hagen wäre der Minnesinger Kraft allerdings ein jüngerer Bruder des Mörders Diethelm gewesen; nach dem St. Galler Neujahrsblatt jedoch war er dessen Enkel, also der Sohn des Grafen Kraft I.

Mit der Bluttat aber hat es folgende Bewandtnis. Diethelm IV., der im Jahre 1207 die Besitztümer seines Vaters erbte, für die Erweiterung seiner Länder und die Erhöhung seines Standes sorgte und zuerst den Grafentitel führte, hatte zwei Söhne: Diethelm und Friedrich. Der ältere Bruder, Diethelm, ließ den jüngeren, als dieser sich bei ihm aufhielt, aus Habgier meuchlings ermorden, um sich in dessen Besitztümer, die Toggenburg und das Städtchen Wil, zu setzen. Neid und Habgier aber, die zu dieser Bluttat führten, waren von Diethelms Gemahlin Gertrud, die auch zuerst den Mordgedanken aussprach, geschürt worden; denn sie haßte ihren Schwager Friedrich, weil er es verschmäht hatte, ihre Schwester zu heiraten.[1])

Für die beiden nächsten Singer hat sich Keller wohl wieder an Hagen angelehnt. Als „Herrn Konrad von Altstetten aus dem Rheintale" führt er den ersten ein. Demgemäß heißt es bei Hagen: „Er wird allgemein zu den Edlen von Altstetten im Oberrheintale . . . gezählt." Die Novelle gibt ungefähr den Inhalt der Beschreibung des Gemäldes wieder, doch kürzer zusammengefaßt. Die Abbildung bei Kraus läßt allerdings einen „weitverzweigten Baum", unter dem der Sänger mit seiner Geliebten liegt, deutlich erkennen; daß er Rosen trägt, ist nach der Zeichnung nur zu vermuten. Sonst stimmt auch das Bild mit Kellers Erzählung überein.

Wie Hagen die Darstellung des Pärchens, das von der Vogeljagd auszuruhen scheine, mit dem Bilde Wernhers von

[1]) Joh. Müller berichtet S. 241: Friedrich habe nach dem Wunsche seiner hochbetagten Eltern gehandelt, welche die von der Schwägerin vorgeschlagene Heirat mißbilligten und dem gehorsamen Sohne die alte Toggenburg und Wil testamentarisch überwiesen. Auf Veranlassung der Schwägerin wird Friedrich zu Diethelm geladen. In der Nacht machen die Bedienten wie verabredet Lärm, Friedrich eilt herbei, um zu beschwichtigen, und wird von ihnen erschlagen. Vgl. Tschudi, Chronik I, S. 120 f.; Hagen, Minnesinger IV, S 53; St. G. Neujahrsblatt S. 4 und 8.

Teufen vergleicht, so läßt auch Keller diesen Minnesänger dem vorher genannten unmittelbar folgen. Seine kürzere Darstellung, die übrigens mit dem Bilde bei Kraus übereinstimmt, enthält wiederum die Hauptmomente aus Hagens Schilderung, nur daß letzterer noch hinzufügt, der Ritter halte den Zeigefinger der Rechten nahe vor dem Gesicht der Dame empor, „als wenn er ihr eins seiner Lieder vorsänge".[1])

Nach Besichtigung dieser Bilder wird einer der Anwesenden aufgerufen, dem Hadlaub das „schmeichelhafteste" Gemälde gewidmet hatte, Herr Jakob von Wart. Auch hier scheint sich Kellers Beschreibung ausschließlich an Hagen anzulehnen; denn die Abbildung bei Kraus zeigt doch mehrfache Abweichungen.

Wie Keller von einem „lächelnden" Haupte spricht, so sagt Hagen: er schaue vergnüglich auf. Bei letzterem ist die vor der Badekufe knieende Dienerin mit „einem zierlichen Hute" bedeckt, von dem es weiter heißt: „Der Hut ist goldig mit roten netzartigen Streifen und grünen Perlen in deren vier Ecken"; dementsprechend erzählt die Novelle von einem „prächtigen Modehut von Netz- und Perlenwerk".

Aus der einfarbigen Reproduktion bei Kraus läßt sich folgendes entnehmen. Bis zur Hälfte des Körpers etwa sitzt der Sänger im Wasser, das jedoch keineswegs ganz mit Rosen bedeckt ist, auf dem vielmehr nur wenige unkenntliche Dinge schwimmen, die wohl Blumen darstellen sollen. Gleichfalls sind auf seinem Oberkörper einige Blüten und Blätter zu erkennen; ja sogar auf dem herausgehaltenen Arm, den eine Jungfrau, die übrigens seitlich hinter ihm kniet, reibt oder streichelt, wie Keller sagt, ist eine Blüte und ein Blatt wahrzunehmen. Greisenhaft sieht sein Gesicht freilich nicht aus, sondern jugendlich voll; nur daß auf dem vorderen Teile des Scheitels die Haare zu fehlen scheinen, während sie nach hinten langwallend herabhängen. Von einem Lachen ist aber weder bei ihm noch den anderen Gestalten des Bildes etwas zu sehen; vielmehr zeigen sie alle ganz sonderbar ernsthafte Mienen. Ebenso unauffindbar

[1]) MS. IV, S. 407 f. und S. 114 f. Kraus, Miniaturen S. 80 und 29.

ist der prächtige Modehut, vielleicht der mangelnden Farben wegen;[1]) denn nach dem vorliegenden Bilde scheint die Jungfrau ihr Haar hochgesteckt zu haben, so daß es zu beiden Seiten des Kopfes absteht, während die anderen beiden, die ihn bedienen, ihr Haar offen über Schultern und Rücken herabfallen lassen. Bei allen dreien ist ein Reif um den Kopf sichtbar, was gleichfalls gegen den Modehut zu sprechen scheint, während von Kränzen nichts zu sehen ist.

Die Beschreibung der vierten Gestalt, in der Keller mit Recht eine Dienerin vermutet, stimmt mit dem Bilde überein; sie ist auch in kaum halb so großer Gestalt wie die anderen, besonders die beiden stehenden Damen, ausgeführt; sicherlich auch ein charakteristisches Zeichen für die naive Auffassung des Malers.[2])

Die sonderbare Darstellung Hartmanns von Aue zieht nunmehr die Aufmerksamkeit zumal der jungen Fides auf sich, die sich eines Lächelns und einer scherzhaften Bemerkung über den „Reitervogel oder Vogelreiter" nicht enthalten kann. In der Tat ist es ein „ungeheuerliches Vogel-Menschen-Gebild", wie Hagen sich ausdrückt, was Keller außer der eben zitierten mit der Bezeichnung „seltsames Vogelungetüm" wiederzugeben scheint. Die Abbildung bei Kraus zeigt einen Helm, der mit dem undefinierbaren Vogelkopf obenauf so groß ist wie der Schild und nicht viel kleiner als der Kopf des Pferdes.

Keller hat wohl die Anregung, daß manche den Vogel auch für einen Adler ansehen, aus Hagens Schilderung erhalten. Denn dieser spricht von einem ungeheuer großen Adlerkopf. Außer den drei Köpfen auf dem Schilde, den dreien auf dem Banner und dem auf dem Helme zeigt die Abbildung noch sieben auf der Pferdedecke und einen auf des Ritters Mantel.

Das Ungeschick des Zeichners, das Keller hervorhebt, leuchtet ohne weiteres ein, selbst wenn man von dem riesigen Helm absehen wollte, da von dem ganzen Reiter überhaupt nichts zu sehen ist als die Hände und ein Bein.

[1]) Vielleicht wurde Keller zu dieser Darstellung durch die Erinnerung an Walther veranlaßt, der auch von großen Modehüten spricht.

[2]) Hagen, Bildersaal S. 209 f.; MS. IV, S. 97; Kraus, Miniaturen S. 20.

Keller nennt ihn auch „Hartmann von Wesperspühl, den Dienstmann der reichen Aue", und erzählt, daß ein Nachkomme, Jakob von Warts Nachbar an der Thur, statt der Hahnenköpfe drei Hifthörner in sein Wappen aufgenommen habe. Auch hierfür fand Keller das Material bei Hagen. Nach ihm beweist das Wappen, daß Hartmann zu den Edlen von „Wesperspühl" am Einfluß der Thur in den Rhein gehöre, die drei weiße Adlerköpfe in schwarzem Schilde und einen gleichen Kopf auf dem Helme führten und Lehnsmannen der Freiherren von Aue bei Horb in Schwaben waren. An anderer Stelle wird auf Stumpf verwiesen, der daneben aus alten Wappenbüchern noch ein anderes wesperspühlsches Wappen angibt, nämlich drei Jagdhörner mit ihren Fesseln übereinander, wie sie das Wappen Gottfrieds von Nifen zeigt, das bei Zangemeister abgebildet ist. Auf einem dreieckigen blauen Schilde befinden sich drei silberne Jagdhörner übereinander und mit der inneren Wölbung nach oben. Innerhalb jeder Wölbung sieht man die etwas im Bogen aufwärts gehende Fessel, die mit ihrer in der Mitte sichtbaren Schlaufe die äußere Wölbung des darüber befindlichen Hornes berührt. Die Fesseln sind wie die Öffnungen der Hörner rot gehalten.[1])

Das nächste Bild stellt den Sängerkrieg auf der Wartburg dar. Keller beschreibt es augenscheinlich auch nach Hagen, mit dem er in der Zahl und Benennung der sieben Dichter übereinstimmt. Eine Vergleichung mit dem Bilde bei Kraus würde ebenfalls nichts Neues aufweisen; in die Augen springt aber das Zutreffende des drolligen Vergleiches mit dem Spiele der Schulkinder, das Keller „ein Käsdrücken" nennt, wenn man die sieben Sänger auf dem „armseligen Bänklein" so eng zusammengedrückt sitzen sieht.[2])

---

[1]) MS. IV, S. 262; die Anmerkung 3 verweist auf Stumpfs Chronik S. 438b; Bildersaal S. 254; Kraus, Miniaturen S. 60; Zangemeister, Helmzierden S. 12 und Tafel XXX; über das Wappen Gottfrieds von Nifen s. Tafel IX.

[2]) Hagen, Bildersaal S. 256; die Lieder stehen Minnesinger III, S. 170 ff. Kraus, Miniaturen S. 72.

Die weiteren Schicksale der Handschrift berührt Keller in der nächsten Novelle, dem „Narren von Manegg", bei Besprechung der Nachkommen des Liederfreundes.

Als einzigen dem Ahnen ebenbürtigen bezeichnet er einen jüngeren Rüdiger, den Sieger von Tätwyl und späteren Bürgermeister Zürichs; Wyß nennt ihn Rüdiger VII. Keller erzählt den Verlauf des erwähnten Gefechtes, das zu Weihnachten 1351 stattfand, und gibt den Todestag des Siegers auf das Jahr 1380 an. Der Schlachttag war der 26. Dezember des genannten Jahres, und der Todestag des Bürgermeisters der 9. oder 10. November 1383.[1])

Von den zahlreichen Nachkommen des Bürgermeisters wird einer namens Ital am häufigsten genannt; die Schuldenlast brachte ihn dahin, ein Familiengut nach dem anderen zu veräußern. Um das Jahr 1400 gingen die letzten und wichtigsten seiner Güter, darunter das Familienhaus und die Manegg, in die Hände der Juden über. Von den weiteren Schicksalen dieser Burg weiß man aus den Erzählungen der Chronisten des 16. Jahrhunderts nur, daß ein armer Einfältiger zuletzt in ihr gehaust habe, dessen Wohnsitz an einem „Fastnachttage" von „etlichen mutwilligen Gesellen" aus Zürich „gleichsam belagert" und aus Unvorsichtigkeit angezündet worden sei.[2])

Aus den Händen dieses Ital ging die Handschrift, nach Kellers Darstellung, in den Besitz eines jungen Freiherrn von Sax über, dem sie ein besonderes Interesse einflößte, weil er in ihr Gedichte zweier Ahnen, des Bruders Eberhard und des Herrn Heinrich von Sax, vorfand. Im Besitze dieses Geschlechtes, auf der Burg Forsteck, blieb sie zwei Jahrhunderte, bis die letzte Frau von Hohensax sie nach langem Zögern dem pfälzischen Kurfürsten und seinen Gelehrten abtrat. Von den ferneren

[1]) Z. Neujahrsblatt S. 15 ff. Auch die allmähliche Zerrüttung der Vermögensumstände und Unordnung in der eigenen Familie in den letzten Lebensjahren des Ritters werden hier erwähnt.

[2]) a. a. O., S. 17 ff. Hier wird auch die Witwe des Juden Hirzlin Vislin erwähnt, welche die Burg und anderes Besitztum an das Kloster Seldnau verkaufte. Itals „in aller Hast geehelichte" Gattin, wie Keller erzählt, war Sophia von Ruod aus dem Aargau.

Schicksalen berichtet er nichts, sondern verzeichnet nur kurz die Tatsache, daß sie sich in Paris in des Königs Bibliothek befinde.

Bodmer teilt hierüber folgendes mit: Mehrere Jahrhunderte nach ihrer Entstehung blieb die Handschrift verborgen, nur Stumpf scheint einige Kenntnis von ihr gehabt zu haben; denn er spricht von einem Liede Walthers von der Vogelweide, das seinen ritterlichen Stand bezeuge. Es stehe in einem uralten Buche aus der Zeit Kaiser Heinrichs und König Konrads des Jungen, das auch sein Wappen enthalte. Nach dem Untergange der Familie Manesse besaß den Kodex das freiherrliche Haus von Hohensax; dieses stand seit mehr als hundert Jahren mit Zürich im Burgrechte und unterhielt dort vertraulichen Verkehr. Im Jahre 1596 wurde der damalige Besitzer des Buches, Hans Philipp von Hohensax, von einem Verwandten ermordet, und nun beginnt das wechselvolle Schicksal der Handschrift. Es bildeten sich zwei Parteien, die nach ihrem Besitz strebten: auf der einen Seite die Witwe des Freiherrn und mit ihr im Bunde der St. Galler Gelehrte Bartholomäus Schobinger, ein Freund des Verstorbenen, der den Liederschatz gern seiner Heimat erhalten wollte; auf der anderen Seite der Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz und der Gelehrte Freher, der das Buch bei einem Besuche auf der Forsteck gesehen hatte. Schobinger verzögerte seine Überführung in die kurfürstliche Bibliothek unter dem Vorwand, es habe bei dem Brande der Burg gelitten, und machte sich daran, eine Abschrift herzustellen. Doch als diese kaum bis zu einem Drittel gediehen war, rief der Tod ihn ab. Nun vermochte die Witwe dem wiederholten Ansuchen des Kurfürsten und seiner Gelehrten, da sich auch Goldast dieser Partei angeschlossen hatte, nicht länger auszuweichen, verstand sich aber zur Auslieferung nur unter der Bedingung, vorher noch eine Abschrift nehmen zu dürfen. Aber auch dieses Unternehmen, mit dem der Theologe Stuki beauftragt wurde, scheiterte an der Ungeduld des Kurfürsten. Gegen das Ende des Jahres 1607 kam der Kodex nach Heidelberg, wo ihn Freher und Goldast im Jahre 1609 benutzten. Doch auch ihre Bemühungen, eine Kopie herzustellen, kamen zu keinem Ziel, da der Kurfürst die Handschrift

bald zurückforderte. Das Kriegsjahr 1622 zerstreute die kostbare Heidelberger Bibliothek und ließ auch den Kodex seine unbekannte Irrfahrt antreten, die ihren Abschluß in Paris fand. Mehr als hundert Jahre war er dort für Deutschland verloren. Erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts erwirkte der Straßburger Gelehrte Schoepflin, unterstützt durch den ihm befreundeten Abbé Salier, den Aufseher über die Handschriften der Königlichen Bibliothek, die Erlaubnis, den Kodex über Straßburg nach Zürich kommen und Bodmer zur zeitweiligen Benutzung zustellen zu lassen.[1])

Wir wissen jetzt durch Zangemeisters Forschungen, daß Bodmers Darstellung der Geschichte der Handschrift in sehr wesentlichen Punkten falsch ist. Aber für Keller kam nur in Betracht, was er bei Bodmer gefunden hatte.

III. Die Komposition der Novelle.

Das Rückgrat des Ganzen bilden Hadlaubs Liebeslieder: Jugendliebe, Begegnung vor dem Münster und vor der Stadt, die zuerst mißglückte Vereinigung, daneben seine Klagen über die Aufpasser und dann mit einem weiten Sprunge gegen das Ende der wirkliche Minnebund, zu dem Hadlaub und Fides über der Liebkosung eines Kindes gelangen.

Die Führung ist demnach nicht überall so geschlossen, wie zu wünschen wäre. Nach den lieblichen Kinderszenen auf dem Zürichberge muß uns das stillschweigende Übergehen einer so wichtigen Entwicklungszeit, wie sie acht Jugendjahre bedeuten, befremden. Die beiden Leutchen treten uns unter völlig veränderten Verhältnissen entgegen, als wir sie endlich wiedersehen, und lassen uns nur durch karge Hindeutungen ahnen, daß sie sich inzwischen nicht gänzlich aus den Augen verloren haben.

Von nun an reichen sich geschichtliche Überlieferung, literarische Denkmäler und freie Erfindung die Hand, um die Gipfel in

[1]) Bodmer, MS. Einleitung S. XII ff.

der Entwicklungsreihe ausgleichend und vorbereitend zu verbinden und so den normalen Entwicklungsgang herzustellen. Aber auch hier sind die Glieder oft nur lose und gegen das Ende hin gar zu äußerlich miteinander verbunden. Es hängt das mit der Stellung zusammen, die Keller den Gestalten dieser Novelle gegenüber überhaupt einnimmt. Er ist hier den Menschen einer allerdings längst vergangenen Zeit doch zu wenig „auf den Leib gerückt", wie Scherer triftig sagt „er hat nicht unter ihnen gewandelt und ihnen ihre Mienen abgeguckt, wenn sie aufgeregt oder gelangweilt, kreuzfidel oder kreuzunglücklich waren". Darum sehen sie sich alle ein wenig gleich, und alles ist ein wenig äußerlich geblieben. Da ist kein großer Charakter, der seinen Lebensgang selbst zu bestimmen sucht, kein gewaltiges Schicksal, das sich ihm entgegenwirft: wir sehen weniger bedeutende als naive Menschen, ein „argloses Spiel mit dem Leben und mit der Liebe, das sich bis zur Tollheit steigert". Glücklicher als literarische Denkmäler[1]) sind geschichtliche Personen und Begebenheiten in die Handlung verflochten. Ein kurzer Überblick über die Novelle mag das Gesagte bestätigen.

Als glückliche Wahl ist die Einführung Konrads von Mure zu bezeichnen und sein Eingreifen in den Bildungsgang Hadlaubs, worauf schon Baechtold hingewiesen hat; das Loblied auf den Sammeleifer der Maneſſe, Vater und Sohn, gibt hier die Handhabe zur Fortführung der Handlung: Hadlaubs durch Konrad erworbene Fertigkeiten kommen dem Wunsche Rüdigers zu Hilfe. Von hier aus gelangen wir zwanglos in den geselligen Kreis, der sich um Rüdiger gebildet, lernen die hochstehenden Personen dieses Zirkels kennen, wie sie Hadlaubs Gedicht nennt, und vernehmen Vortrag und Lob mehrerer Lieder älterer Minnesänger. Bis hierher wäre an dem Verlauf der Handlung nichts auszusetzen, aber die Auswahl der Lieder selbst ist keine glückliche zu nennen. Das liegt nun freilich an Kellers doch nur oberflächlicher Bekanntschaft mit den Minnesängern, über

[1]) Es sind übrigens nur wenige Archaismen, die Keller aus den Minnesängern übernommen hat, wie Schäpelein, Blaublümel, selbenvoll, baß. Scherer, Kl. Schr. II, 154.

die es für ihn bei seiner geringen Kenntnis des Mhd. sicher schwer hielt, ein umfassendes begründetes Urteil zu erlangen. Daher blieb seine Auswahl willkürlich und ließ gerade die besseren unbeachtet; übrigens ein Nachteil, der nur wenig für den Wert der Novelle als solcher ins Gewicht fällt.

Das dem Johannes gespendete Lob lenkt die Aufmerksamkeit auf dessen urkundlich nicht genannten Vater, der seinerzeit an der Schlacht auf dem Marchfelde teilgenommen habe. Es scheint jedoch, als sei die hier geschilderte Begebenheit wie so vieles Überlieferte nichts als eine schöne Sage späterer Zeit. Kopp hält es zwar nicht für unmöglich, daß Zürich zur Schlacht auf dem Marchfelde einige Mannschaft, wenn auch nicht gerade 100 oder gar 200, gestellt habe; dennoch scheint ihm dieser Zuzug sehr zweifelhaft, weil keine gleichzeitige Quelle seiner Erwähnung tut.[1])

Der Entschluß Rüdigers, weitere Lieder zu sammeln, kommt so durchaus nicht überraschend, ebensowenig des Bischofs Anerbieten, die in seinem Besitze befindliche (spätere Weingartner) Handschrift für diesen Zweck zur Verfügung zu stellen; unauffällig ist auch Hadlaubs Wahl zum Boten, da er ja bei dem Vorhaben mitwirken soll, sowie sein auf Wunsch des Bischofs erfolgter Besuch im Frauenkloster. Allerdings weniger auffällig, ja naiv erscheint des Klingenbergers Vorschlag gegenüber der Fürstäbtissin, „den gutartigen und unschuldigen Knaben Johannes" der Fides zum Gespielen zu geben, um ihr dunkles Sinnen aufzuheitern und dem Leben zuzuwenden. Wenigstens in etwas gemildert wird dieser Eindruck durch das unwillige Selbstgespräch der Fürstin, in dem sie den großen gelehrten Kanzler der Torheit zeiht.

Anmutig geschildert ist das Erwachen des Liederquells in Johannes eigener Brust während des Abschreibens, woraus dann die Begegnung am Münster und vor der Stadt und das fortgesetzte Übersenden von Gedichten ohne weiteres folgt. Geschickt hat Keller nachher den Übergang zu dem scheinbaren Einverständnis des Ritters und des Bischofs gefunden, indem

[1]) Kopp II, 1. S. 48, Anm. 3.

er Fides die Gedichte Rüdigern aushändigen und dadurch unbeabsichtigt dessen Fürsprache erreichen läßt.

Ein frisches Bild häuslichen Kleinkrieges entwirft Keller in dem Verhältnis des Ritters zu seiner Gemahlin und illustriert es scherzhaft durch die Heranziehung jener Besprechung aus dem alten schweizerischen Museum.

Ein etwas äußerlicher Anlaß, der Besuch König Albrechts in Zürich, oder richtiger gesagt, sein Abzug ergibt einen Jagdausflug und eine daran anschließende Gasterei auf der Burg Manegg. Hier werden dann nach beendigtem Mahle die zusammengestellten Liederbücher der Minnesänger herumgeboten, darunter auch Hadlaubs, der nun zum Meister ernannt wird. Auch gegen diese Schilderung läßt sich wenig einwenden, zumal die Erklärung der Bilder uns ebenso fesselt, wie die Gäste Rüdigers. Daran aber schließt sich Hadlaubs Fahrt ins Österreichische an und die durchaus episodische exzerptmäßige Verwendung seiner Ernte- und Herbstlieder, die nicht bloß ihn seiner Geliebten ganz entrückt, sondern auch den Zusammenhang der Novelle zerstört. Hierher vor allem paßt der von Theodor Storm erhobene Einwand, die Novelle mache ihm den Eindruck, als quelle die Erfindung nicht recht frisch, als fühle man die Arbeit; einzelne Szenen wollten sich als aufgelöste Lieder etwas zu deutlich kennzeichnen.[1])

Einen sinnreichen Gegensatz zu dem wüsten Treiben Hadlaubs und seiner Kumpane schuf Keller durch die Einführung der symbolischen Gestalt des alten Singmännleins, der, gleichsam die Verkörperung des Volksgesanges selber, seit uralter Zeit umherzieht, dessen Heimat und Namen niemand kennt, wie er sie selbst nicht mehr zu nennen weiß. Es ist ein eigenartiges Geschichtchen, eine Blüte seines zuweilen seltsamen Humors, der höchste Komik und tiefste Tragik eng zu vermählen weiß. Aber der alte Spielmann ist keine flüchtige Nebenfigur, sondern eine bestimmende Macht in Hadlaubs Wandel. In dem Vergnügungstaumel, dem Johannes bei seinen epigonenhaften Studien verfällt, gibt ihm das „gutmütige und sittsame Wesen" des selt-

[1]) Köster, Briefwechsel S. 38.

samen Alten einen gewissen moralischen Halt; rasch ernüchtert verläßt er die rohen Gesellen und ihre Belustigungen und sucht den Alten wieder auf, den er nun erschlagen findet. Aber noch seine schriftliche Hinterlassenschaft, darunter die Lieder des Kürenbergers, dessen Bedeutung er zu ahnen beginnt, macht einen tiefen Eindruck auf den aus der Bahn geratenen Meister, und nun erscheint ihm der tote Spielmann in einem „geheimnisvoll ehrwürdigen Lichte", das ihn zu einem ernsteren Lebenswandel zurücklenkt.

Damit wendet sich die Erzählung wieder ihrem eigentlichen Thema zu, dem Liebesverhältnis zwischen Hadlaub und Fides, das Keller denn auch zu einem „schönen stilvollen" Abschlusse bringt. Aber auch hier wollte er ursprünglich seiner Phantasie zu wenig Spielraum lassen, und Storms Verdienst ist es, daß wir die Turmszene in der jetzigen Gestalt genießen dürfen; denn in der „Rundschau" hatte es allzukurz nur geheißen: „und über diesem Spiele fielen sich die zwei großen Leute um den Hals und wurden ohne weitere Verhandlungen einig, daß sie wollten Eheleute werden." Dagegen hatte Storm opponiert und Keller schließlich zu einer Änderung der ursprünglichen Fassung veranlaßt. Aber zu einer größeren Liebesszene nach Storms erster Anregung konnte sich Keller, seinem in dieser Beziehung von Storm völlig abweichenden Temperamente zufolge, nicht entschließen; dennoch hat des „Confraters" doppelte Ermahnung gute Frucht getragen. Am 31. Dezember 1877 teilt Keller ihm bereits mit, daß seine „erotischen Ratschläge" befolgt seien, soweit seine „unschuldige und ehrenhafte Phantasie reiche", worauf der „Herr Landvogt von Husum" am 27. Februar 1878 zufriedengestellt antwortet: „. . . es geht nun hübsch und stilvoll aus, und ich sehe die schöne Frau, die dort am Fenster des Turmgemaches in ihrer Seligkeit sitzt, leibhaftig vor mir."[1])

Hinsichtlich der Charakteristik ist wenig zu erinnern; denn sie spielt in dieser Novelle, wie Scherer mit Recht hervorhebt, „fast keine Rolle". Eigentlich kommt nur Fides in Betracht;

[1]) Köster, Briefwechsel. Schmidt, Charakteristiken II, S. 264, Anm.

denn selbst Hadlaub wird in dieser Hinsicht stiefmütterlich behandelt. Allerdings durchläuft auch er einen Entwickelungsgang, der uns aber erst gegen das Ende hin klar wird, als wir von dem Entzücken der erstaunten Fides erfahren, der plötzlich Hadlaubs Worte wie aus einer anderen als der bisherigen Brust zu tönen scheinen. Von Tatkraft ist bei ihm nichts zu merken, und seine schüchterne, wenn auch zähe Bewerbung durch unermüdliche Sendungen von „Briefen" erinnert mehr an eine Nachahmung früheren Minnebrauches, als daß sie den Eindruck erweckt, er wolle das einmal gesteckte Ziel nun wirklich mit aller Energie zu erreichen suchen.

Es hätte freilich nahe gelegen, wie Scherer erinnert, aus der eigentümlichen Verbindung von Zartheit und Roheit, wie sie Hadlaubs Lieder aufweisen, eine Charakterstudie zu machen, und der Gelehrte meint, Keller habe sich mit jener Zwiespältigkeit doch etwas zu leicht abgefunden. Jedoch ist noch keineswegs ausgemacht, daß die Gegensätzlichkeit in den Liedern eine solche auch im Charakter erfordere; vielleicht wäre die Ansicht, der ja auch Keller Ausdruck gibt, der Dichter habe der niederen Muse nur aus Lust an der Nachahmung, zur Übung, oder auch im Unmut über die Zurücksetzung durch die Geliebte gehuldigt, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Zugegeben aber, die Zwiespältigkeit sei vorhanden, so könnte der Vorwurf ihrer Nichtbeachtung dennoch keinesfalls die Novelle treffen, die ein Kunstprodukt, aber keine wissenschaftliche Abhandlung sein will.[1])

Fides dagegen erfuhr eine um so liebevollere Behandlung; ihr gab der Dichter außer der Frohnatur, dem Grundzug ihres Wesens, tiefen Lebensernst und entschlossenen Willen. Mit wenigen Worten faßt er ihre Persönlichkeit bei der Schilderung

[1]) Scherer, a. a. O. Keller sah eine ähnliche Beurteilung voraus; denn er schreibt an Rodenberg: „Die Rezension des Herrn Professor Scherer gewärtige ich mit beklemmtem Herzen, da er namentlich über den „Hadlaub" als Fachmann den Bakel schwingen wird wegen Verbreitung falscher Behauptungen". Und an anderer Stelle verspricht er „dem freundlichen Gönner und Gelehrten" (Scherer ist gemeint), „zunächst nicht sobald wieder eine Schulstudie vorzunehmen, über welcher die Hauptsache verdunstet"; Baechtold, Leben III, S. 387 und 409.

des Jagdzuges in folgende wundervolle Charakteristik zusammen: „Einzig die schöne Fides ritt mit ernstem Gesicht, auf welchem Trauer und hoher Mut, Gefühl der Heimatlosigkeit und niedergehaltene Lebenslust sich mischten, geheimnisvoll wie die Dämmerungen der Tiefe, in welcher unsichtbares Volk waltete, dem die Zukunft gehörte." Die letzte Wendung zeigt, daß es keine krankhafte, ihr Leben bedrohende Schwermut war, die auf ihrem jungen Gemüt lastete, sondern mehr die Ungewißheit und Trauer über ein noch nicht recht begriffenes Lebensschicksal, ein Kummer, der ebensogut eines Tages in helle Freude umschlagen kann. „Die Schönheit war hier", wie es an anderer Stelle heißt, „von innen heraus ernsthaft, wahr und untrüglich, obgleich ein Zug ehrlicher Schalkhaftigkeit darin schlummerte, der des Glückes zu harren schien, um zu erwachen."

Sie ist es denn auch, die ihr Schicksal selbst in die Hand nimmt, als sie über ihr Verhältnis zu Hadlaub klar geworden, den schüchternen Meister zu sich bescheidet und seine Erklärung fordert; unbekümmert um seinen niedrigen Stand und den Widerspruch ihrer Angehörigen reicht sie dem Sänger, mit dessen Treue man ein von ihr stets verurteiltes herzloses Spiel zu treiben gedachte, freiwillig ihre Hand zum Ehebunde.

Kellers Verwendung historischer Begebenheiten endlich mag gerade in dieser Novelle mehrfach anfechtbar erscheinen, und die Komposition im einzelnen kann ein oberflächliches Urteil irreführen.

Eben erst hat er erzählt, wie der schwankende Johannes von den Herren gestützt wird, während der Eschenbacher mit seiner jungen Frau und Rudolf von Wart mit seiner Braut die flüchtige Fides auf ihrem Sessel festhalten, als er den Gang der Handlung stillstehen läßt und so freudig wie wehmütig das Augenmerk auf die liebliche Gruppe lenkt, die sich um die Jungfrau bildet. Denn es drängt sich ihm bei diesem Anblick der erschütternde Gedanke auf, daß kurze Zeit danach das junge sonnige Glück dieser Paare von dem furchtbarsten Geschick, dessen er mit wenigen Worten gedenkt, jählings vernichtet wurde. Dieses Verweilen des Dichters bei einem ihn persönlich fesselnden

Gegenstande ist geradezu „bezeichnend für die Kellersche Komposition, welche die Erzählung immer bis zu der entscheidenden Szene in ruhigem Wanderschritt gehen, dann aber in einem großen, innig ausgeführten Bilde gesammelt und gefaßt ruhen läßt.“[1]) Wenn auch die Bezeichnung „entscheidende Szene“ an unserer Stelle nicht in dem Maße zutrifft, wie bei der von Stoeßl angezogenen, da hier ja die Aufmerksamkeit von den Hauptpersonen abgelenkt wird, so bedeutet sie dennoch, zwar nicht sofort sichtbar, einen Umschwung, ja geradezu eine Krisis für das spätere Verhältnis der Fides zu Johannes; denn von nun an steht der Entschluß in ihrem Herzen fest, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und das Spiel, das man mit ihr zu treiben gedachte, nunmehr in eine ernste zielbewußte Handlung umzusetzen. Und so ist das für sie kostbare Nadelbein, das sie dem Geliebten gibt, gleichsam ein Ausdruck ihres Willens, ein Zeichen ihres Verlöbnisses. Andererseits aber bildet gerade die Ablenkung der Aufmerksamkeit auf eine Nebengruppe ein retardierendes Moment, das in seiner hinhaltenden Eigenschaft auf etwas Wichtigeres vorbereitet und die Spannung auf die hinausgeschobene Haupthandlung nur erhöht.

Aber noch ein anderes für die künstlerische Komposition wichtiges Moment können wir anführen, um die Berechtigung solcher Abschweifung zu belegen: die Kontrastwirkung, die Keller besonders gern und nachdrücklich zur Geltung kommen läßt; vollkommener als hier läßt sich dieser Trumpf kaum denken, wo Keller ihn im starken Gegensatz der Stimmungen und doch ohne alle Sentimentalität ausspielt.

Schließlich sei noch daran erinnert, daß die Anlage gerade der Züricher Novellen Keller die Möglichkeit gab, durch den Mund des erzählenden Paten mancherlei zu bieten, was nicht streng zur Sache gehört. Dahin möchte ich jedoch keineswegs, zumal in einer historischen Novelle, derartiges rechnen wie die ergänzende Bemerkung des alten Wart zu dem Hartmannschen

---

[1]) Stoeßl S. 57.

Wappen, das „jetzt“ die drei Hifthörner im Schilde führe, oder nach dem Trinkſpruch, den derſelbe Minneſänger auf die Schönheit der Frauen in Rüdigers Hauſe ausbringt, den Hinweis auf die ſpätere Zerſtörung ſeiner Burgen und die Vertilgung ſeines Geſchlechtes, der ſich von der augenblicklichen Freude des ſchon betagten Ritters wirkungsvoll abhebt.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

AUG 24 1915

Dec 15 1915

JUN 12 07 8 AM
REC'D LD

27Oct'59WW
REC'D LD
DEC 9 - 1959

3Jun'65ZF

DEC 7 1974 2

REC'D LD
MAY 24 '65 - 1 PM

APR 18 1967 5 8
IN STACKS

APR 3 1967

REC'D DEC DEPT DEC 5 '74

30m-1,'15

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C035551932

Bertram
164554